1,50 DM / Band 139
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

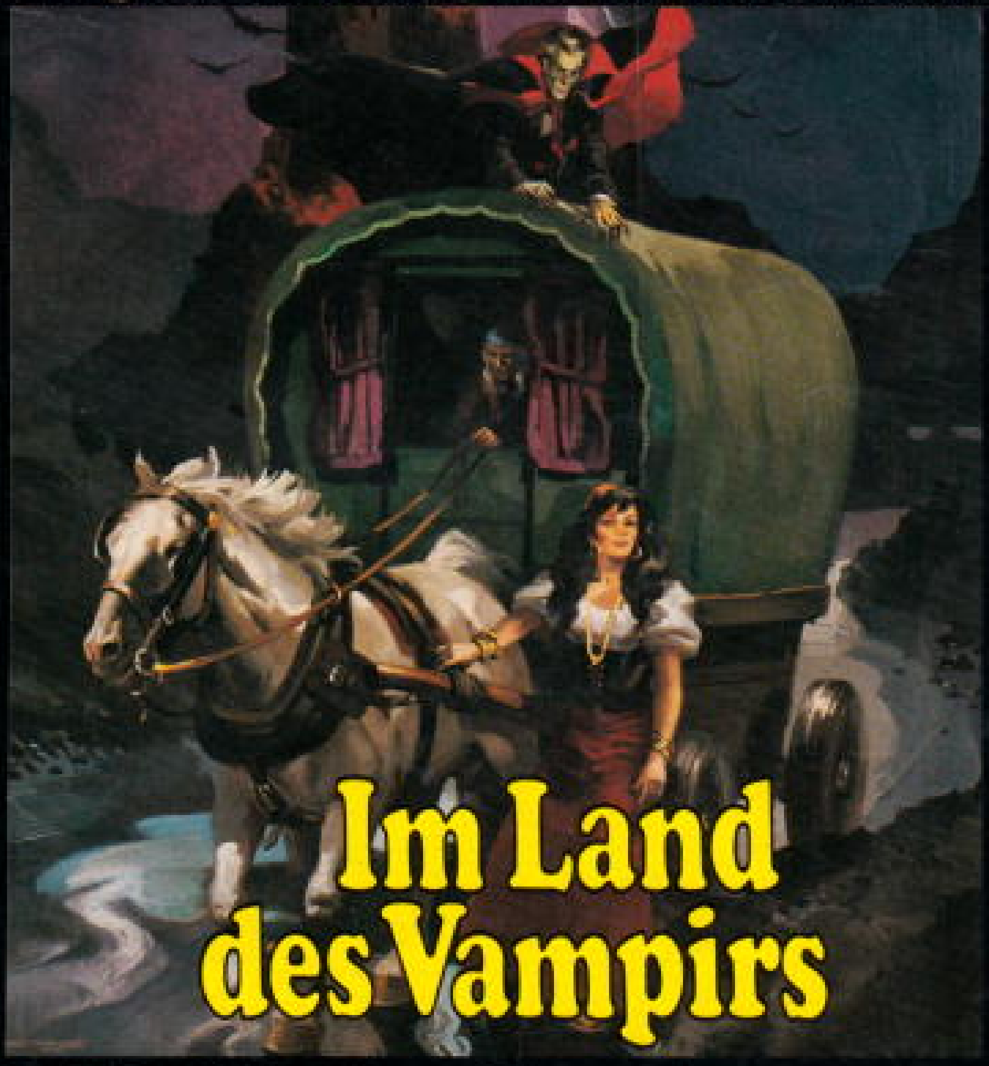
BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Im Land des Vampirs

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Im Land des Vampirs

John Sinclair Nr. 139

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 03.03.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Land des Vampirs

Er war wegen seiner Gefährlichkeit und Schönheit berühmt geworden. Schiffer hatten zu ihm hochgeschaut und darüber die Tücken des Wassers vergessen, denn die Männer wollten das unbekleidete Mädchen auf der Spitze des Felsens sehen, das sich dort ihr Haar kämmte.

Die Loreley!

Komponisten und Dichter hatte dieser Felsen beschäftigt, doch kaum jemand kannte sein »Zweites Gesicht«.

Er war nicht nur das Reich des nackten Mädchens, sondern auch Sitz eines mächtigen Dämons.

Sein Name: Fariac, der Vampir!

Ich lenkte den Bentley dorthin, wo der Nebel am dicksten war. Die Stelle hatte ich mir nicht ausgesucht, sondern Jan Ziegler, der Mann, der mich treffen wollte.

Angeblich hätte er eine heiße Sache für mich, doch ich war skeptisch. Man kannte Jan Ziegler. Er führte immer das große Mundwerk, war der Schönste, der Schnellste und der Beste von allen. Bis man ihm mal die Lizenz entzogen hatte, da backte er kleine Brötchen. Seitdem Ziegler sie zurückbekommen hatte, war er nicht mehr mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

Ich war auf jeden Fall gespannt.

Der Treffpunkt befand sich in Nähe der Docks, ungefähr in der Mitte zwischen Tower und London Bridge. Hier stießen die Piers wie lange Arme in die Themse hinein, hier gab es die schmalen Kanäle und die zahlreichen Lagerschuppen sowie Fabriken und kleinere Werke.

Keine Gegend für Touristen. Und meinen Bentley hätte ich nur im Notfall zurückgelassen. So blieb ich sitzen, ließ die Scheibe nach unten fahren und wartete auf Ziegler.

Die Zeit vertrieb ich mir mit einer Zigarette. Typen wie Ziegler sind nie pünktlich, deshalb wunderte es mich auch nicht, daß es bereits zehn Minuten über die Zeit war und ich noch immer nichts von ihm gehört hatte.

Ich legte die Kippe auf den Daumennagel und schnippte sie in den wabernden Nebel. Die rote Spur sah ich kaum. Schließlich verlöschte die Zigarette mit einem leisen Zischen auf dem feuchten Erdboden.

Lange wollte ich hier nicht mehr warten. Schließlich hatte ich seit einigen Stunden Feierabend, und im Londoner Nebel zu stehen, ist wirklich kein Vergnügen.

Zudem trieb sich hier zwischen den Schuppen und Lagerhallen allerlei lichtscheues Gesindel herum, das nur darauf aus war, einem Opfer den Totschläger über den Kopf zu ziehen, um an die Brieftasche zu gelangen. Die Londoner Gangster hatten sich mittlerweile dem internationalen Standard angepaßt, es gab kaum noch Gentlemen-Gangster. In der Unterwelt regierten der blanke Terror und die nackte Gewalt.

Das London eines Edgar Wallace war vorbei. Davon biß keine Maus den Faden ab.

Schade…

Wenn man an den Teufel denkt, dann ist er nicht mehr weit.

Auch an meiner Person wollten sich zwei Dock-Rocker schadlos halten. Geisterhaft tauchten sie aus der wallenden Nebelsuppe auf und standen blitzschnell an den beiden vorderen Seitentüren.

Beide trugen Schirmmützen auf den Köpfen, glänzende Lederjacken und dunkle Hosen.

Hell waren die Klingen der Messer.

Mein Pech war das heruntergelassene Fenster. Einer der Kerle streckte seinen Arm aus und setzte mir die Klinge an die Kehle.

Ich saß erst mal still.

Der Kerl lachte. Sein Kumpan kam um die Kühlerhaube herum, ich hatte auf der linken Seite sicherheitshalber die Tür verriegelt.

»Stich ihn doch ab!« sagte er jetzt.

Sie wollten mir Angst machen, das Spiel kannte ich. Denn so leicht töteten auch sie nicht, wenn sie irgendwie anders an die erhoffte Beute herankommen konnten.

»Viel habe ich nicht bei mir«, sagte ich.

»Das wenige reicht uns schon. Außerdem hast du da noch einen schönen Wagen.«

»Der kostet aber Sprit.« In die Rückenlehne gepreßt, schielte ich auf die Klinge.

»Er bringt noch ein paar Mäuse.«

»Wenn ihr meint…«

»Her mit dem Geld!«

Der Mann mit dem Messer zischte die Worte, und ich bemühte mich, ein möglichst ängstliches Gesicht zu machen, was mir in Anbetracht der funkelnden Klinge auch gar nicht schwerfiel.

»Darf ich wenigstens aussteigen?«

Der Mann mit dem Messer warf seinem Kumpan einen raschen Blick zu und erntete ein Nicken.

Ich durfte.

Wenn ich jetzt die Tür auframmte und sie – nein, die Robber waren schlau. Plötzlich zog der zweite eine Kanone, ging im Combat-Stellung und zielte beidhändig auf die Scheibe.

War wohl nichts.

Das Messer verschwand von meinem Hals, der Knabe ging zwei Schritte zurück, und ich öffnete die Tür.

Sollte mir Jan Ziegler diese Falle gestellt haben, würde ich dafür Sorge tragen, daß er seine Lizenz nicht mehr zurückbekam. Das war sicher.

Ich stieg aus und ließ die Tür offen.

»Jetzt aber her mit dem Kies!« sagte der Messermann. Er stand ziemlich günstig, nicht weit von der Schußbahn seines Kumpans entfernt.

»Wie gesagt, Freunde, viel habe ich…«

Weiter sprach ich nicht mehr. Ich handelte. Voll ging ich in den Messermann hinein, schleuderte ihn herum und auf seinen Kumpan zu, der wohl nicht damit gerechnet hatte, daß ich noch etwas unternehmen könnte, denn er wirkte vor Schreck wie gelähmt.

Die beiden prallten zusammen. Und ich mischte eine Sekunde später als dritter mit.

Meine rechte Handkante kam hart und präzise. Der Schlag schleuderte den Messermann über das schmutzige Pflaster. Er fluchte ein paarmal, doch sein Kumpel konnte ihm nicht helfen, dem hatte ich mit einem Tritt die Kanone aus der Hand geprellt. Sie landete irgendwo an einer Holztür.

Die beiden hatten Routine.

Auch im Verschwinden. Ehe ich mich versah, waren sie wieder auf den Beinen und gaben Fersengeld. Der Nebel gestaltete sich als ihr Verbündeter. Ich konnte gar nicht so rasch schauen, wie sie verschwunden waren.

Mist, die hätte ich gern gehabt, aber sie kannten sich als zweibeinige Pierratten sicherlich viel besser in dieser Umgebung aus.

Mir blieb nur der Teilerfolg.

Und der Beifall.

Den verdankte ich Jan Ziegler, dem Privatdetektiv. Er tauchte händeklatschend aus dem Nebel auf und grinste von Ohr zu Ohr.

»Bravo, John Sinclair, auch als Geisterjäger haben Sie noch nichts verlernt. Es wäre nichts passiert. Ich war in der Nähe und hätte rasch eingegriffen.«

Ich nickte. »Das soll ich Ihnen glauben?«

»Beweisen Sie das Gegenteil.«

Ich streckte den Arm in den Wagen hinein und ließ die Scheibe hochfahren und schloß die Tür ab. Dann schaute ich Ziegler an.

»Ja, ich habe mich verspätet«, sagte er, »aber die Puppe war so gut, daß es mir jetzt noch leid tut, überhaupt gekommen zu sein.«

»Sie können ja wieder gehen.«

Er lachte. »Nein, Sinclair, das läuft nicht, denn dann würde Ihnen was entgehen.«

»Wirklich?«

»Sicher.«

Ich schaute Ziegler an. Er hatte sich nicht verändert, war immer noch der schlaksige Bursche mit dem hohlwangigen Gesicht und dem dünnen braunen Haar. Ziegler gehörte zu den Typen, die nie älter werden. Er hatte mit 30 auch schon so ausgesehen. Mittlerweile waren sechs Jahre vergangen.

»Kommen wir zur Sache«, sagte ich. »Was wollen Sie mir sagen? Fassen Sie sich kurz, ich habe nicht viel Zeit.«

»Die müssen Sie schon mitbringen.«

»Wieso?«

»Wir laufen ein Stück.«

»Dann nehme ich den Wagen.«

Ziegler schüttelte den Kopf. »Bequem wäre das schon, aber in dem Nebel ist es nicht ratsam.«

Ich ließ meine Blicke über seine Gestalt gleiten. »Wenn Sie mich

reinlegen wollten, sind Sie Ihre Lizenz los.«

»Das weiß ich. Der Fall ist ernst, Sinclair. Und brandheiß.«

»Sie wissen doch, womit ich mich beschäftige, Ziegler. Warum sind Sie nicht zu einem Kollegen gegangen?«

»Weil das Ding in Ihr Ressort fällt. Wir müssen zur Fariac Cosmetics.«

Wenn er das sagte, mußte es stimmen, denn Ziegler wußte Bescheid. Er gehörte zu den Typen, die sich in der Szene auskannten.

Und er war dabei ungeheuer raffiniert. Auf seiner Gratwanderung war er selten gestolpert. Einmal hatte man ihm fürchterlich die Hucke vollgehauen, weil er bei seinen Recherchen einem Unterweltboß in die Quere gekommen war. Er lag danach sechs Wochen im Krankenhaus und zog die Konsequenzen, in dem er sich zukünftig nur noch auf Ehescheidungen spezialisierte.

Oder fast…

Das wußte ich von meinen Kollegen, bei denen ich mich vor dem Treffen informiert hatte. Ihm hatte ich auch gesagt, an welches Ziel mich der Spitzel bringen wollte.

»Ist es weit?« wollte ich wissen.

»Wenn wir die Abkürzung nehmen, nicht.«

Das war auch eine Antwort. Wir tauchten in den Nebel ein. Er lag wirklich knüppeldick. Man hörte kaum das Schmatzen und Gurgeln der Themse, obwohl wir uns wirklich nicht weit weg vom Wasser befanden. Die graue Suppe dämpfte alle Geräusche.

Ich mußte wieder an den Todesnebel denken und damit auch an Dr. Tod, neben Asmodina mein Erzfeind. Er hatte mit seinem Nebel schon das große Grauen heraufbeschworen, und die Existenz war noch immer nicht richtig geklärt. Jeden Tag konnte er wieder zuschlagen. Mit Schrecken dachte ich daran.

Wir gingen an einem alten Fabrikgebäude vorbei, erreichten eine Brandmauer, überkletterten sie und landeten zwischen einigen Gleisen. Trotz des Nebels besaß ich ein einigermaßen gut ausgeprägtes Orientierungsgefühl. Ich wußte, daß wir uns nicht weiter zum Fluß bewegten, sondern parallel dazu liefen.

Ziegler ging voraus. Seine gekrümmte Gestalt war ein regelrechtes Markenzeichen.

An der Schulter hielt ich ihn zurück. »Wir gehen nicht zum Fluß«, bemerkte ich.

Er blieb stehen. »Das stimmt.«

»Verdammt, jetzt will ich endlich wissen, ob das mit der Kosmetik-Firma stimmt.« Ich wurde sauer, hatte keine Lust, mich von einem Privatdetektiv in der Gegend herumführen zu lassen. Dazu noch bei diesem Wetter.

»Gut. Sie Quälgeist. Es ist die Fariac-Fabrik.«

»Aber die hat doch ihren Sitz ganz woanders.«

»Richtig, die Hauptverwaltung und die meisten Labors und Forschungsanlagen, doch hier am Hafen hat Fariac-Cosmetics auch noch eine kleine Fabrik.«

»Was stellen die hier her?«

»Parfüm, Rasierwasser, Lippenstifte. Das nehme ich wenigstens an. Die Fabrikation ist uninteressant. Sie wird das Labor interessieren. Dem statten wir einen Besuch ab.«

»Und was gibt es dort zu sehen?« wollte ich wissen.

»Lassen Sie sich überraschen.« Mehr sagte er nicht. Ziegler wurde sehr schweigsam.

Seine Stimme hatte sich bei den letzten Erklärungen auch verändert. Er mußte demnach wirklich etwas entdeckt haben, das ihn regelrecht umgehauen hatte.

Wenn sich ein Typ wie Ziegler schon freiwillig an die Polizei wandte, war was im Busch.

Der Nebel lichtete sich ein wenig. Zwar verschwammen die Lichter noch immer, aber ich sah mehr Einzelheiten. Da wuchsen Schuppen und Hallen vor mir hoch. Zwischen ihnen führten Gleise hindurch. Ich sah Verladerampen, und einmal blendete uns die Lampe eines Nachtwächters. Der Mann beruhigte sich erst, als er meinen Ausweis gesehen hatte.

Wir gingen weiter.

Kopfsteinpflaster unter unseren Schuhsohlen. Dann ein Schild.

Geisterhaft wurde es von dünnen Nebelschlieren umwallt.

FARIAC COSMETICS Die Spitze des Schildes wies nach rechts.

Und die Richtung schlugen wir auch ein.

Schräg liefen wir auf eine Zufahrt zu. Sie teilte sich dann. Einmal führte sie zu einem verglasten Eingang, über dem eine einsame Lampe brannte und ihren Schein auf das herabgelassene Scherengitter warf. Zum zweiten führte der Weg um den Bau herum zur Rückseite, wo ich eine lange Verladerampe sah, die etwa die Hälfte der Hauslänge einnahm.

»Es gibt mehrere Türen!« flüsterte Ziegler. »Ich zeige Ihnen die, die am leichtesten zu knacken ist.«

»Ziegler!« drohte ich. »Sie wissen, daß Sie sich strafbar machen. Das ist zumindest Hausfriedensbruch, wenn nicht noch mehr. Hoffentlich denken Sie daran.«

»Keine Angst, Oberinspektor, Sie brauchen sich die Hände nicht schmutzig zu machen.«

»Will ich hoffen.«

Am Beginn oder Ende der Rampe, je nachdem, von wo man kam, sahen wir eine Steintreppe hochführen.

Fünf Stufen.

Ziegler nahm sie mit einem Satz.

Ich folgte langsamer und schaute mich um. Nichts regte sich auf dem Hof. Nur Nebelschwaden trieben an den Hauswänden entlang, als würden sie von ihnen festgehalten.

Ziegler stand schon an einer Tür. Er winkte mir zu. »Sie ist offen«, hauchte er.

Ich nickte.

Der Detektiv drückte dagegen. Die Tür knarrte in den Angeln, und ich verzog das Gesicht. Ziegler schien dies nichts auszumachen. Er betrat das Innere der Fabrik vor mir, und ich sah sogar den Strahl einer Lampe aufzucken.

Der Mann schien sich ziemlich sicher zu fühlen.

Er hatte mir die Tür aufgehalten. Als ich im Raum stand, fiel sie wieder zu.

Mein Informant leuchtete in die Runde. Wir befanden uns in einem Lagerraum. Ich sah zahlreiche Container, viele Kisten und auch Kartons. Über allem schwebte ein Duft wie morgens bei mir im Bad, wenn ich mich geduscht und rasiert hatte.

Nur hier süßlicher.

»Wir müssen weiter«, sagte der Detektiv und senkte seine Stimme. »Durch das Labor.«

»Dann gehen Sie.«

Daß Ziegler sich nicht zum erstenmal hier befand, merkte ich daran, wie gut er sich auskannte. Zielstrebig schritt er zwischen all den Containern und Kisten einher. Hin und wieder knipste er die Lampe an und blieb vor einer Tür stehen.

»Dahinter liegt das Labor«, sagte er.

Ich nickte.

Er zog die Tür auf.

Wir betraten eine andere Welt. Eine für mich fremde, wissenschaftliche.

Ich sah die langen Labortische mit den zahlreichen Flaschen, Kolben und Tiegeln. Die roten Fliesen glänzten matt. An einer Wand standen Gestelle mit kleinen Brennöfen. Zwei Schreibtische waren ebenfalls vorhanden.

Im hinteren Teil verjüngte sich der Raum.

»Jetzt wird es interessant«, wisperte mein Führer. Er blieb stehen und leuchtete auf eine kleine Tür. »Die ist sonst immer verschlossen, aber ich habe sie aufbekommen.«

»Was hatten Sie eigentlich hier zu suchen?« erkundigte ich mich.

»Erzähle ich Ihnen später. Industriespionage.«

»Ach so.«

Er zog die Tür auf.

Augenblicklich fiel mir der andere Geruch auf. Ich hatte ihn schon oft wahrgenommen, denn so wie dies hier, so roch nur – Blut!

Jetzt wurde es interessant. Wir schoben uns in den anderen Raum hinein, und Ziegler schloß schnell die Tür.

Ich merkte die unheimliche Atmosphäre, die hier herrschte. Ein leichter Schauer rann über meinen Rücken. Ja, ich kannte dieses Spiel. Wenn das Böse irgendwo lauerte, dann reagierten meine Nerven wie der Seismograph bei einem Erdbeben.

Ziegler schwang wieder die Lampe. Er berührte mit dem Lichtstrahl die rechte Seitenwand und schwenkte die Lampe dann an die gegenüberliegende.

Ich hatte zwar etwas gesehen, aber wenig.

»Noch mal!« forderte ich ihn auf.

»Ja, ja, ich wollte Ihnen ja nur einen kurzen Gesamteindruck verschaffen.« Er schwenkte den Arm wieder, und der Strahl traf die rechte Wandhälfte.

Etwa in Kopfhöhe war dort ein großes Holzregal befestigt. Auf dem Regal standen vier große Zehnliterflaschen. Sie hatten vorn einen Ausfluß, der jedoch mit einem Gummistopfen verschlossen war. Durch den Stopfen führte ein Röhrchen, an das sich ein schmaler Schlauch anschloß. Mit einer Metallklemme wurde er dicht gehalten.

Sämtliche vier Gefäße waren auf diese Art und Weise gesichert.

Es sollte nichts auslaufen.

Aber was konnte auslaufen?

»Wissen Sie, was darin ist?« fragte der Detektiv flüsternd und ließ den hellen Lichtfinger über die vier Gefäße wandern.

»Eine dunkle Flüssigkeit«, erwiderte ich.

»Genau. So dunkel wie…«

»Blut«, ergänzte ich.

»Richtig, Sinclair. Woher wissen Sie das?«

»Ich habe es beim Eintritt gerochen.«

»Okay. Und jetzt frage ich Sie, was die mit dem Blut wollen.«

»Keine Ahnung. Ich weiß doch nicht, wozu Tierblut bei der Kosmetik-Herstellung verwendet wird.«

»Das ist Menschenblut!« hauchte Ziegler.

»Wissen Sie das genau?«

»Ja.«

»Woher denn?«

»Ich selbst habe nachgeforscht. Ein paar Tropfen liegen auf dem Boden. Sie sind leider eingetrocknet, aber Sie können mir glauben, Sinclair, das hier ist kein Spaß.«

Ich nickte.

»Dann will ich Ihnen noch etwas zeigen, aber da müssen Sie allein gehen. Ich habe Angst.«

»Und was ist das?«

»Gehen Sie geradeaus. Bis Sie vor die Querwand kommen, und dort

bleiben Sie stehen.«

Ich schaute mir den Knaben noch einmal an. Nein, er machte nicht den Eindruck, als würde er lügen. Bis jetzt hatte er Wort gehalten. Warum auch nicht weiterhin?

Ich schritt auf die Wand zu. Zurück blieb Ziegler mit seiner Lampe. Bald hüllte mich die Dunkelheit ein. Der Raum war doch größer, als ich angenommen hatte. Nach fünfzehn Schritten erst sah ich die Wand. Aber auch nur, weil sie rötlich leuchtete.

Ich runzelte die Stirn.

Eine leuchtende Wand? Brannte da vielleicht Licht? Ich mußte noch näher heran und stand nach weiteren fünf Schritten genau vor ihr. So nah, daß ich sie mit der Hand berühren konnte. Und schon zu nah, denn ich wollte sehen, was mit ihr los war, und trat deshalb einen Schritt zurück, um daran hochsehen zu können.

Das gelang mir auch.

Was ich da zu sehen bekam, ließ das Blut schneller durch meine Adern rauschen, und es bewies mir, daß der kleine Detektiv wirklich nicht gelogen hatte…

***

Die Wand bestand aus einem riesigen Mosaik. Ein Mosaik zeigt Muster, Motive, Menschen, Landschaften oder andere Abbildungen.

Das war auch hier der Fall.

Ich sah Menschen.

Frauen mit dunklen Haaren und großen Augen. Sie standen so, daß sie zu zwei Männern hochschauen konnten, von denen nur die Köpfe und die Schultern zu sehen waren.

Und diese Männer waren – Vampire!

Jawohl, Blutsauger.

Sie hatten ihre Lippen aufgerissen, und ich sah deutlich die spitzen Zähne.

Zwei Vampire, die auf dieser Mosaikwand abgebildet waren und gierig auf die Frauen schauten. Auf Frauen oder Mädchen, die eine altertümliche Kleidung trugen, wie sie vor einigen hundert Jahren modern gewesen war.

Diese Wand war ein Kunstwerk. Das Mosaik faszinierte mich.

Sehr deutlich stach es in seinen Farben hervor, obwohl das rote Leuchten mich leicht irritierte, denn ich sah keine Lichtquelle. Der Schein schien von innen her zu kommen, und das machte die ganze Sache sehr rätselhaft und geheimnisvoll.

Ich drehte mich um. »Ziegler!« rief ich. »Sind Sie noch da?«

»Ja«, kam die schwache Antwort.

»Wollen Sie nicht herkommen?« Vielleicht wußte er mehr über diese Wand.

»Nein, nein, ich bleibe hier.«
»Haben Sie Angst?«
»Klar.«
Ich konnte ihn sogar verstehen. Das Zittern in seiner Stimme war schließlich nicht zu überhören. Er hatte mich in dieses Gebäude geführt, und ich hatte das Geheimnis des Labors lüften können. Aber hatte ich das wirklich? Bisher stand ich vor der Wand und hatte die Gefäße mit dem Blut gesehen.
FARIAC COSMETICS!
Ich dachte über diesen Namen nach. Natürlich kannte ich die Firma. Sie gehörte zu den führenden ihrer Branche auf der Insel und dehnte ihren Geschäftsbereich noch weiter aus. Nur – was hatte diese Kosmetik-Firma mit dem Vampirismus zu tun?
Eine Frage, die ich zu gern beantwortet hätte. Ich wußte bereits, wer sie mir geben konnte.
Fariac selbst.
Der Besitzer. Ihn wollte ich fragen. Gesehen hatte ich ihn noch nie. Ich kannte nur den Schriftzug seiner Firma, der sich auf dem Dach des großen Verwaltungsgebäudes in der Londoner City drehte.
Ein großes F und ein ebenso großes C, das links mit seiner Beugung neben dem Rücken des F’s stand.
Noch einmal besah ich mir die Wand. Sie war so faszinierend, daß ich sie einfach ansehen mußte. Und ich wollte sie berühren, hob meine Arme an und streichelte mit den Händen über das Mosaik.
Da passierte es.
Allen physikalischen Gesetzen zum Trotz blieben meine Hände nicht auf der Wand liegen, sondern drangen ein. Ich hatte das Gefühl, wie in Quecksilber zu fassen, wollte noch zurück, mich hastig nach hinten werfen – es war zu spät.
Die Wand hatte mich regelrecht geschluckt. Sie war nicht normal, sondern der Einstieg in eine andere Dimension – in die Vergangenheit, wie ich später noch feststellen sollte…

***

So groß Jan Zieglers Mundwerk auch war, jetzt hatte er doch sehr große Angst.
Sicher, er hatte bei der Polizei noch etwas im Salz liegen und gutzumachen, und nur deshalb hatte er diesen Sinclair angerufen.
Aber nun kam ihm die Sache doch schlimm vor.
Dieses Labor fiel ihm auf die Nerven. Es strahlte eine solche Grausamkeit aus, daß ihm angst und bange wurde.
Deshalb war er auch an der Tür stehengeblieben. Er hatte sich einfach nicht getraut, weiterzugehen. Ihm reichte das fahle Glosen, das die Wand abstrahlte.

Sinclairs Körper zeichnete sich als schwacher Umriß vor der Wand ab. Jetzt mußte er sie erreicht haben, und Ziegler war gespannt, was er wohl unternehmen würde. Die Lampe hatte er ausgeknipst. Er stand im Dunkeln und lauschte, wobei nur die Wand ein rötliches Licht abgab.

»Ziegler, sind Sie noch da?«

Der windige Detektiv zuckte zusammen, als er angesprochen wurde.

»Ja.«

»Wollen Sie nicht herkommen?«

»Nein, nein, ich bleibe hier.« Ziegler hatte Angst. Nie würde er den Platz verlassen und auf die Wand zugehen. Die war ihm nicht geheuer, die war gefährlich…

Sollte Sinclair sich damit auseinandersetzen. Das war sein Job und nicht der eines Detektivs.

Während seiner beiden vorherigen Erkundungsgänge hatte Ziegler nie einen Aufpasser auf dem Gelände der Firma entdeckt.

Das hatte auch mit den Ausschlag gegeben, Sinclair Bescheid zu sagen.

Vampire in einem Labor! Wo gab es denn so etwas? Und dazu noch die mit Blut gefüllten Gefäße. Widerlich…

Hier braute sich wirklich Schreckliches zusammen, davon war er überzeugt.

Am liebsten hätte er jetzt eine Zigarette geraucht, doch sich ein Stäbchen anzuzünden, traute er sich nicht. In einem Labor durfte nicht geraucht werden, das hatte er mal irgendwo gelesen.

Wieder schaute er nach vorn.

Ziegler zuckte zusammen. Seine Augen wurden groß, er riß sie so weit auf wie er konnte, doch das Bild blieb.

Oberinspektor Sinclair war verschwunden!

Ein faseriges Lächeln umzuckte die Lippen des Mannes. Er wischte sich über die Stirn, die Augen, schaute noch einmal hin, ging sogar zwei Schritte vor, was ihn Überwindung kostete, trotzdem sah er keine Spur von dem Geisterjäger.

Er war weg, als hätte ihn der Erdboden verschluckt.

Ziegler, sowieso nicht der Mutigste von allen, begann noch stärker zu schwitzen. Sein Herz pochte schneller. Nein, da ging irgend etwas nicht mit rechten Dingen zu. Ein Mann konnte nicht so ohne weiteres von einer Sekunde zur anderen verschwinden. Es sei denn, er war weggeholt worden. Nur von wem? Eine dritte Person hatte Jan Ziegler nicht gesehen.

Was war die Erklärung?

»Vielleicht eine Falltür«, murmelte er und erschrak über seine eigene Stimme.

Hastig schloß er den Mund. In seinem Magen spürte er den dicken

Klumpen, der immer dann auftrat, wenn Ziegler sich fürchtete. Ja, er hatte Angst, denn er war es gewesen, der dem Geisterjäger Bescheid gesagt hatte. Bestimmt wußten auch andere Yard-Beamte davon. Jetzt war Sinclair verschwunden, und er, Ziegler, würde den Ärger bekommen. Hätte er doch nur nicht darauf reagiert!

Ich bin ein Idiot! dachte er. Immer ich, verdammt. Pechvogel vom Dienst.

Der Detektiv überlegte nicht mehr lange. Am besten war es, wenn er die Karten auf den Tisch legte. Er wollte den Bullen Bescheid geben, auspacken, sagen, was geschehen war, dann kam er vielleicht mit einem blauen Auge davon.

»He, Sinclair!« rief er.

Keine Antwort.

»Sind Sie noch da?«

Es blieb still. Nur das Klopfen seines eigenen Herzens war zu hören. Nein, der war und blieb verschwunden. Da gab es nichts dran zu rütteln.

Tief atmete der Detektiv durch. Dann machte er vorsichtig kehrt und verließ den unheimlichen Raum. Er zog die Tür zu und bewegte sich auf Zehenspitzen durch das normale Labor zurück. Dabei dachte er ununterbrochen an die Folgen und zitterte vor Angst.

Nur gut, daß es keinen Aufpasser gab.

Doch Ziegler irrte.

Die Gestalt hatte längst gemerkt, daß jemand in das Labor eingebrochen war. Sie lauerte in der Dunkelheit, in einer Nische, in der er mit der Schwärze verschmolz.

Jan Ziegler hatte die Gestalt nicht gesehen. Ahnungslos durchquerte er das Labor.

Der Unheimliche bewegte sich. Dabei paßte er nicht auf und scheuerte über den Boden.

Das Geräusch hörte Jan Ziegler.

Er blieb stehen.

Auf einmal hatte er Angst. Er spürte, daß er sich nicht mehr allein in dem Laborraum befand. Hinter ihm war etwas, da lauerte jemand, ein Unbekannter, der Gefahr bedeutete.

Lebensgefahr…

Ziegler drehte sich um.

Seine rechte Hand fuhr dabei unter die Jacke, wo er sein Messer trug. Eine Pistole hatte er nicht, da kam er wenigstens nicht in Gefahr zu schießen.

Aber auch das Messer ließ er stecken, denn die Geräusche wiederholten sich nicht.

Es blieb still.

Ziegler atmete auf.

Doch völlig beruhigt war er noch nicht. Er wollte es aber genau wissen.

Jan Ziegler ging in die Knie und holte vorsichtig die Taschenlampe hervor.

Er hielt sie einige Sekunden in der rechten Hand und überlegte, ob er sie einschalten sollte und riskierte es schließlich. Dabei streckte er den Arm weit vom Körper ab, schob den kleinen Knopf hoch, und im nächsten Augenblick schnitt der Strahl durch die Finsternis.

Der helle Kegel warf einen breiten Streifen über einen in der Nähe stehenden Labortisch und traf einige Flaschen, in denen eine gelbliche Flüssigkeit schwappte.

Vorsichtig drehte sich Ziegler.

Der Strahl wanderte mit.

Wie ein heller Schemen glitt er über die Einrichtung des Labors berührte Flaschen, Töpfe, Tiegel, Kolben, Reagenzgläser und Destillationsapparaturen.

Nur einen Menschen sah Ziegler nicht.

War wohl eine Täuschung, dachte er und erhob sich aus seiner gebückten Stellung.

Jetzt wollte er nur so rasch wie möglich dieses unheimliche Labor verlassen. Nichts anderes mehr hatte er im Sinn.

Jan Ziegler ließ die Lampe eingeschaltet, als er auf die Tür zuhuschte. Er wandte sich nach rechts, sah den Staub im Schein des Kegels tanzen und mußte einen Labortisch umrunden. Innerlich atmete er auf. Er war froh, schon so weit zu sein. Dieses Labor war ihm unheimlich genug. Nur so rasch wie möglich weg, und dann nie mehr zurückkehren. Er wollte sich auch nicht mit Sinclairs Dienststelle in Verbindung setzen, nachher fiel noch auf ihn ein schräger Verdacht.

Drei Schritte vor der rettenden Tür geschah es.

Die unheimliche Gestalt löste sich aus dem Dunkel an der Wand.

Jan Ziegler sah nur einen Schatten, rötlich schimmernd, wie jemand, der ein langes Gewand trug, etwas blitzte auf.

Ein Messer.

Ziegler blieb stehen. Er wollte schreien, riß schon den Mund auf, da traf ihn der Hieb mit der langen Klinge seitlich am Nacken. Er spürte einen scharfen, reißenden Schmerz, merkte, daß die Welt um ihn herum in einen wilden Strudel versank, seine Knie gaben nach, er fiel nach vorn, schlug schwer auf und blieb liegen.

Jan Ziegler lebte nicht mehr.

Sein Mörder, er trug tatsächlich eine Kutte, blieb einige Sekunden neben der Leiche stehen, wischte die Klinge ab und bückte sich dann zu dem Toten hinunter.

Aus den Kuttenärmeln stachen kräftige Hände mit langen Fingern, die zupacken konnten.

Der Mörder hievte die Leiche an den Schultern hoch und schleifte sie nach draußen. Es störte ihn nicht, daß er dabei eine Blutspur hinterließ, die würde eintrocknen. Wichtig war, daß die Leiche verschwand.

Die Themse floß nahe genug vorbei. Sie würde den toten Körper schon verschlingen.

Niemand sah die Gestalt in der roten Kutte, die einen Toten über die Schulter gelegt hatte und durch die Gassen schlich.

Wenige Minuten später hatte er die Themse erreicht. Er kannte eine gute Stelle. Die Leiche klatschte ins Wasser.

Sie wurde sofort von der Strömung mitgerissen…

***

Ich kannte das.

Diese Reise in eine Dimension, in ein neues schreckliches Abenteuer. Aber selten zuvor in meinem Leben hatte mich ein Dimensionssprung so überrascht wie hier. Ich war auf nichts vorbereitet gewesen und tauchte ein in das unbegreifliche Zwischenreich der Zeit.

Es war wie so oft.

Ich schwebte, um mich herum war eine unbegreifliche Fremde, schwang das Grauen, der Schrecken…

Ich überschlug mich, taumelte, torkelte, sah Farben, nahm Bilder auf, deren Motive ich vergessen habe, und verlor irgendwann völlig das Orientierungsgefühl, weil ich überhaupt keinen Bezugspunkt mehr hatte.

Dann gab es nur noch den endlosen Schacht der Zeit, in den ich hineintrudelte.

Und irgendwann verlor ich auch das Bewußtsein. Es war jedoch kein abruptes Wechseln in einen anderen Zustand, sondern ein Hineingleiten, das schon mehr einem Tiefschlaf glich.

Dann merkte ich nichts mehr.

Bis zu meinem Erwachen. Da wurde mir bewußt, was mir widerfahren war.

Ein Besuch in der Fabrik, das Treffen mit dem Spitzel, die nächtliche Schleicherei durch den Hafen und dann…

Ich brachte noch einiges durcheinander und strich über mein erhitztes Gesicht.

Kühle Luft traf gegen meinen Kopf.

Ich setzte mich aufrecht, da ich bisher auf einem mit Laub bedeckten Boden gelegen hatte.

Mein Gott, wo war ich hier gelandet?

Hastig schaute ich mich um. In einem Wald, das war klar. Und zwar dicht an einem Abhang, der weiter unten auf einen parallel zum Hang laufenden Weg stieß. Wie dicke Schneeflocken trudelten die Blätter

von den zahlreichen Zweigen und Ästen. Sie hatten eine bunte Farbe. Es war also Herbst. Wie in London. Und das beruhigte mich, denn in eine fremde Dimension war ich nicht hinübergewechselt. Meinem Gefühl nach zu urteilen, befand ich mich sicherlich noch auf der guten alten Mutter Erde.

Ich reckte mich und reinigte meinen Burberry notdürftig von Dreck und Blättern, die feucht an dem Stoff klebten. Schräg rutschte ich den Hang hinunter, um den Weg zu erreichen, den ich vorhin gesehen hatte. Ich wirbelte Laub auf, rutschte ein paarmal, weil ich nicht richtiges Schuhwerk anhatte, aber ich schaffte es, den Weg zu erreichen.

Hier hatte ich die Wahl. Entweder nach rechts zu gehen oder nach links. Ich entschied mich für den rechten Weg.

Durch das dichte Laub marschierte ich zuversichtlich los. Irgendwann mußte sich der Wald schließlich lichten, so daß ich sicherlich eine Ortschaft sehen konnte. Vielleicht fand ich einen Wagen, der mich mitnahm.

Wie gesagt, ich war optimistisch, zuversichtlich. An die Wahrheit dachte ich nicht im Traum, obwohl sie an und für sich ziemlich nahe lag.

Links von mir befand sich ein weiterer Abhang. Hin und wieder warf ich einen Blick nach unten, doch die dicht stehenden Bäume nahmen mir einen großen Teil der Sicht.

Eine halbe Stunde verging.

Ich atmete auf, als ich eine Wegkreuzung vor mir sah. Rechts führte der Pfad in die Höhe, linkerhand ging es hinab ins Tal.

Den Weg wollte ich nehmen.

Ich kam mir vor wie der fröhliche Wanderer. Fehlte nur noch das lustige Lied auf den Lippen.

In Serpentinen schlängelte sich der Pfad dem Tal entgegen. Die Kurven waren eng, manchmal mußte ich über kleinere Bäume steigen, die der Sturm geknickt und kurzerhand quer über den Weg geworfen hatte.

Wie gesagt, Furcht empfand ich nicht. Auch keine Beklemmung, ich war nach wie vor davon überzeugt, daß sich alles aufklären würde.

Noch eine große Kurve. Diesmal nicht so eng. Im Scheitelpunkt blieb ich überrascht stehen.

Tief atmete ich ein, wischte mir über die Augen und wollte das Bild nicht glauben, das ich zu sehen bekam.

Unter mir wälzte sich ein breiter Strom durch das Flußbett. Ich sah am anderen Ufer ebenfalls Berge und auch mehrere Burgen. Die größte von ihnen stand auf dem höchsten Berg. Fahnen knatterten an den vier Türmen im Wind, und auf den Wehrgängen sah ich Bewegungen, konnte jedoch keine Einzelheiten unterscheiden.

Dafür sah ich unterhalb der Burg zahlreiche kleine Wege, die die Berge hochführten und langgestreckte Weinanbaugebiete durchschnitten. Vor mir machte der Fluß einen Knick, und direkt gegenüber schob sich ein hoher Felsen in das Wasser hinein.

Mein Gedankenapparat arbeitete auf Hochtouren. Solch ein Bild hatte ich schon einmal gesehen, ich wußte nur nicht genau wo. Ich überlegte scharf und fand die Lösung.

Mein Freund Kommissar Mallmann hatte mir mal eine Ansichtskarte aus Germany geschickt. Und zwar vom Rhein. Und auf dieser Karte war der Felsen auch abgebildet. Man konnte ihn sogar als berühmt bezeichnen. Jetzt fiel mir auch der Name wieder ein.

Loreley!

Mit anderen Worten: Ich befand mich in Deutschland, und ich hatte eine Zeitreise durchgemacht.

Sagenhaft!

Mein Blick wanderte weiter, glitt hinunter zum Strom, und da traf es mich wie ein Schlag.

Mein Gott, warum fiel mir das erst jetzt auf. Die Schiffe auf dem Fluß, es waren keine Dampfer, sondern Segelschiffe und Lastkähne.

Letztere wurden von Männern am Ufer durch die Stromschnellen gezogen, damit nichts passierte.

Und auch die Menschen, von meinem Standort sahen sie klein aus, waren anders gekleidet.

Die Frauen trugen lange Röcke und Kopftücher, die Männer Kniebundhosen, seltsame Kopfbedeckungen und Wämse. Es fuhr auch kein Auto. Man ritt zu Pferde.

Über die Uferstraße rollte eine Kutsche. Sie wurde von vier Gäulen gezogen. Das Geräusch der malmenden Räder drang sogar bis zu mir hoch.

Langsam dämmerte es mir.

Ich war nicht nur in Germany gelandet, sondern auch in einer anderen Zeit. Wahrscheinlich ein paar hundert Jahre zurückliegend.

Wie ein Denkmal stand ich da. Ein anderer wäre vielleicht durchgedreht. Ich nicht. Das hatte nichts mit Überheblichkeit zu tun, ich war nur an ähnliche Dinge gewöhnt. Es war nicht meine erste Reise in die Vergangenheit.

Deshalb trug ich das Wissen mit Fassung.

Und ich hatte gelernt, mich auf diese Dinge einzustellen. Zuerst einmal schaute ich nach, welche Waffen ich bei mir hatte.

Das Kreuz war vorhanden. Hinzu kamen die Beretta und ein Ersatzmagazin. Alles klar.

Ich war also nicht schutzlos. Sollte ich angegriffen werden, wußte ich mich meiner Haut zu wehren.

Doch an einen Überfall oder an eine Attacke war vorerst nicht zu

denken.

Die Gegend machte einen ruhigen, nahezu friedlichen Eindruck.

Ich sah den Sonnenuntergang in einer selten erlebten Pracht. Der Himmel glich dem Innern eines Backofens. So dunkelrot glühte er.

In die Farbenpracht hinein schoben sich graue, lange Wolkenfinger, die an ihren Rändern rosarot schillerten.

Ein prächtiges Bild. Die Berge, der Fluß, der Sonnenuntergang.

Etwas für Romantiker.

Und ich schaute auf die Dörfer am Strom. Kleine Orte, die mit ihren Fachwerkhäusern sehr malerisch wirkten. Es gefiel mir irgendwie, ich war auch nicht bedrückt oder traurig, sondern nur gespannt. Was würde mich in dieser Zeit erwarten?

Ich nahm mir vor, so schnell wie möglich ans Flußufer zu gelangen, denn die Dunkelheit würde bald hereinbrechen, und ich wollte noch ein Quartier für die Nacht finden.

Nur – wie würden die Menschen mein Auftauchen werten? In unserer Zeit hatte man immer von Marsmenschen geschrieben und berichtet, die irgendwann einmal auf der Erde erschienen wären und wovon es angeblich Zeugenberichte gab.

Ich kam mir ein wenig vor wie ein Marsmensch, und sicherlich würden mich die Menschen auch so anstarren.

Hufschlag schreckte mich aus meinen Gedanken.

Hastig zog ich mich vom Weg zurück, lief ein paar Schritte den Hang hoch und versteckte mich zwischen den Bäumen. Dort wartete ich das Auftauchen der Reiter ab.

Und sie kamen.

Sie preschten den Weg hinab, ritten in drei Zweiergruppen und machten einen wilden Eindruck. Die Männer trugen zwar keine Rüstungen, aber schillernde Brustpanzer, und schwerbewaffnet waren sie auch. Ich sah Lanzen und Schwerter blinken. Auf den Köpfen saßen die blanken Helme. Die Reiter galoppierten vorbei.

Der Boden dröhnte, Laub wurde hochgewirbelt, dann verschwanden die Männer hinter der nächsten Biegung, und das Trommeln der Hufe wurde leiser, bis es schließlich völlig verstummte.

Ich wartete noch ab und traute mich erst dann aus meinem Versteck. Mein anfänglicher Optimismus war so ziemlich verflogen. Ich kam mir recht überflüssig vor. Was sollte ich in dieser Zeit? Wieso war ich hierher verschlagen worden?

Hoffentlich bekam ich auf diese Fragen eine Antwort. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich im nächsten Dorf umzuschauen, denn wie ein Tier konnte ich mich nicht im Wald verstecken. Und ich mußte eine Möglichkeit finden, wieder in meine Zeit zurückzukehren. Das war verdammt schwierig, wie ich aus Erfahrung wußte.

Nach einem kräftigen Fußmarsch sah ich das Dorf vor mir.

Auf dieser Seite des Flusses wuchs kein Wein. Dafür war der Hang mit Wald bedeckt, in den die Menschen breite Schneisen geschlagen hatten, um zu ihren Häusern zu gelangen.

In manchen Häusern brannten die Öfen. Ich sah dünne Rauchfahnen aus den Kaminen steigen. Sie zerflatterten in der klaren Luft.

Am Fluß wurde es dunstig. Die Sonne war völlig verschwunden, es näherte sich der Abend. Auf den Schleppkähnen und Segelschiffen brannten die ersten Lichter. Die Laternen an Bug und Heck gaben einen warmen Schein ab.

Auch oben auf der Burg hatte man Lichter angezündet. Die Wächter auf den Wehrgängen hielten Fackeln in den Händen, deren Feuerschein, vom Wind bewegt, hin- und herzuckte.

Es war ein friedliches Bild, das sich meinen Augen bot. Ein Tag neigte sich seinem Ende zu, die Menschen begaben sich zur Ruhe.

Vom nahen Dorf drang das dünne Läuten einer Glocke an meine Ohren. Dann war es wieder still.

Ich erreichte die Uferstraße. Zum Wasser hin war sie frei. Die Wellen liefen auf einer Sandbank aus. Treibgut hatte sich dort angesammelt, ich sah spielende Kinder, mich entdeckten sie nicht.

Von oben aus gesehen hatte ich mich doch getäuscht. Die Straße endete nicht im Dorf, sondern einige hundert Yards davor. Im Augenblick war sie leer.

Die Dämmerung schritt jetzt immer schneller fort. Sie war mein Verbündeter und schützte mich vor einer schnellen Entdeckung.

Ich hatte mich schon entschieden, den Weg zum Dorf einzuschlagen, als ich das Geschrei hörte.

Hastig zog ich mich zurück, wühlte mich durch Sträucher und fand dahinter Deckung.

Ich wartete ab.

Die keifenden Stimmen übertönten sogar das Hufgetrappel. Ich verstand nicht, was gesagt wurde, aber Freundlichkeiten waren es sicherlich nicht.

Ich schaute angestrengt in die Richtung, aus der das Geschrei an meine Ohren drang, konnte jedoch nicht viel sehen, da das Zwielicht einen großen Teil der Sicht nahm.

Dann aber schälten sich aus dem Schatten mehrere Gestalten.

Und nicht nur das. Ich sah einen Planwagen, der von einem Pferd gezogen wurde und hin und her schwankte. Zwei Männer ritten neben dem Gaul her und schlugen mit Peitschen auf ihn ein. Ich kannte die Kerle, sie gehörten zu der Reiterschar, die vorhin an mir vorbeigeprescht waren.

Die anderen vier Reiter waren zurückgeblieben, aber zwei reichten auch. Ich hatte das Gefühl, als würden sie das Gespann aus dem Ort treiben.

Doch wer saß auf dem Bock?

Ich schaute genauer hin, weil ich im ersten Augenblick an eine Täuschung glaubte.

Das Bild blieb.

Es war ein Mädchen!

Ich wischte mir über die Augen, denn auch im Halbdämmer war die Schönheit der Person zu erkennen.

Da sich das Mädchen hin und her bewegte, flatterten die langen, schwarzen Haare im Wind. Es trug einen knallroten Rock, eine weiße Bluse mit halben Puffärmeln und einem ovalen Ausschnitt.

Eine Kette hing um seinen Hals.

Verzweifelt versuchte es, die Zügel in die Hände zu bekommen.

Das war nicht möglich, denn die beiden Reiter schlugen nicht nur nach dem Pferd, sondern auch auf das Mädchen ein.

Aufschreiend wich es zurück, als die Peitschenschnur dicht neben ihm gegen die hölzerne Sitzbank klatschte.

Die Reiter lachten rauh.

In diesem Augenblick drehte das Pferd durch. Seine Hufe stampften den Boden auf. Es war kaum zu fassen, woher dieser Gaul die Kraft nahm. Er wirkte auf mich wie ein Ackerpferd.

Die beiden Reiter zügelten ihre Tiere. Ich verstand auf einmal, was sie riefen, obwohl sie in einer anderen Sprache redeten.

»Hexe, verschwinde! Wenn du dich noch einmal hier sehen läßt, wird dich der Scheiterhaufen fressen!«

Wie gesagt, ich vernahm die Worte sehr deutlich. Und sie elektrisierten mich. Es war noch gar nicht lange her, da hatte ich gegen den Geist einer Feuerhexe gekämpft.

Sollte ich hier in ein ähnliches Spiel hineingezogen werden?

Ich brauchte mir keine großen Gedanken darüber zu machen, denn erst einmal galt es, das Mädchen zu retten. Es war ihm nicht mehr gelungen, die Zügel zu packen, sie schleiften über den Boden und wirbelten den Staub zu Fontänen hoch.

Wenn der Gaul völlig den Verstand verlor, dann brach er noch aus, und das Girl landete im Fluß.

Ich startete.

In Westernfilmen machten das die Helden immer so elegant. Ich hatte da meine Schwierigkeiten. Beim Start fing es an. Ich kam nicht so gut weg, wie ich es mir vorgestellt hatte, und der Wagen gewann einigen Vorsprung.

Ich rannte hinterher.

Die ängstlichen Schreie des Mädchens gellten in meinen Ohren.

Es klammerte sich auf dem Kutschbock fest, um nicht abgeworfen zu werden. Der leichte Wagen mit der grünen Plane schwankte von einer Seite zur anderen, und ich setzte alles daran, um an den Gaul

heranzukommen.
Ich holte auf.
Jetzt entdeckte mich die Kleine. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich den Blick nach links gedreht und sah die großen, dunklen Augen. Ich rannte schneller.
Schon befand ich mich neben dem Pferd. Der Zügel schleifte zum Glück auf meiner Seite am Boden. Ich legte noch mehr zu, wagte einen gewaltigen Sprung und bekam den Zügel zu fassen.
Hart riß ich daran.
Der Gaul wieherte schrill auf, warf seinen Kopf hoch, doch er dachte nicht daran, stehenzubleiben.
Im Gegenteil, er mobilisierte noch mehr Kräfte und jagte weiter.
Dabei verlor ich nach diesem plötzlich Ruck den Halt, fiel hin, konnte mich in einer Schräglage fangen und wurde weitergeschleift. Ich bekam den Staub zu schlucken, bewegte meine Beine, und es gelang mir, das Tempo des Pferdes zu halten.
Ein kleiner Erfolg!
Hinter mir hörte ich das Mädchen schreien, die Stimme forderte mich, ich setzte noch mehr Kraft ein, riß an dem Zügel, und ich bekam den Gaul unter Kontrolle.
Er wurde langsamer.
Ein paarmal warf er noch seinen Kopf von einer Seite zur anderen. Seine Mähne fuhr durch mein Gesicht, aber ich hielt weiterhin eisern fest.
Schließlich senkte das Tier seinen Schädel, schnaubte, so daß mir weiße Schaumflocken um die Ohren flogen, und blieb still stehen.
Als wäre nichts geschehen, begann es, an dem am Wegrand wachsenden Gras zu rupfen.
Ich ließ die Zügel los.
Der Gaul ging keinen Schritt weiter.
Erschöpft und ziemlich außer Atem blieb ich erst einmal stehen.
Noch jetzt zitterten mir die Knie. Nein, ein Westernheld war ich doch nicht. Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß aus der Stirn und drehte mich langsam um.
Das Mädchen saß auf dem Bock. Noch immer war das schöne Gesicht von der Angst gezeichnet, aber die großen, dunklen Augen schauten mich dankbar an.
Ich lächelte.
Auch in dieser Zeit, brach das Lächeln das Eis, das noch zwischen uns lag. Das Mädchen lächelte zurück, und aus ihrem Blick las ich Vertrauen.
»Ich danke Euch«, sagte sie mit einer hellen, klaren Stimme.
Ich hob die Schultern. Sprechen konnte ich kaum, da ich immer noch nach Atem rang.

»Wenn Ihr nicht gewesen wärt, Fremder, dann…« Sie brach ab und hob die Schultern.

Ich winkte ab und wollte schon sagen, eine meine leichtesten Übungen, doch mir fiel rechtzeitig ein, daß diese Bemerkung wohl nicht in die Zeit paßte und das Mädchen sicherlich nicht viel damit anfangen konnte.

»Es war nicht so schlimm«, sagte ich deshalb.

»Ihr seid fremd hier, nicht?«

»Ja.«

»Dann wißt Ihr sicherlich nicht, was Ihr auf Euch genommen habt, mein Herr. Wer sich mit uns abgibt, der wird gemieden wie die Pest.«

Sie hatte uns gesagt! War noch jemand da? Ich wollte darauf eingehen, als das Mädchen sagte: »Steigt zu mir auf den Bock, Fremder. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr ein Stück mitfahren.«

Die Einladung nahm ich gern an.

Ich bedankte mich mit einem Nicken. »Und wohin soll die Reise gehen?« erkundigte ich mich.

Sie deutete nur nach vorn.

»Du hast kein Ziel?«

»Nein, ich – wir sind heimatlos.«

Wieder sprach sie in der Mehrzahl, konnte aber nicht danach fragen, denn das Mädchen wechselte das Thema.

»Ich bin Ilona«, sagte sie.

»Ein schöner Name.«

Sie lächelte und nahm die Zügel auf. Geschickt ließ sie sie auf den Rücken des Pferdes klatschen. »Und wie ist Euer Name, Fremder?«

»John Sinclair!«

»Das klingt so fremd.«

»Ich bin auch nicht von hier.«

Sie nickte verstehend. »Sicher seid Ihr ein bedeutender Mann. Nach dem langen Krieg sind sehr viele Fremde in dieses Land gekommen. Ich bin auch nicht von hier. Wir stammen aus dem Land der Magyaren, haben aber auch in Transsylvanien gelebt.«

Da horchte ich auf. Transsylvanien ist das Land der Vampire, die Heimat von Vlad Dracula, dem Obervampir, wenn ich ihn mal so nennen darf. Skeptisch warf ich der jungen Schönen einen Blick zu.

Hatte sie doch etwas mit Vampiren zu tun?

Allerdings machte sie nicht den Eindruck, und auch an ihrem Hals sah ich keine Bißstellen, das hatte ich bereits festgestellt.

Wir schwiegen die nächsten Minuten.

Das Pferd trabte. Ich schaute nach links, wo der Strom träge durch das breite Flußbett strömte. Die Bergspitzen waren noch zu erkennen. Der letzte rötliche Widerschein des vergehenden Tageslichtes tauchte sie in eine malerische Farbe.

Das Klirren der Hufe, dazu das Schmatzen und Gurgeln des Wassers wirkten beruhigend auf mich, und ich ertappte mich bei dem Gedanken, einzuschlafen.

Am Himmel stand ein dicker, runder Mond. Sein Licht war fahlgelb und verlor sich blitzend auf den Wellen des Rheins.

»Ich bin hier in Deutschland, nicht wahr?« fragte ich nach einer Weile.

»Ja, mein Herr!«

»Sag doch einfach John zu mir.«

Sie schaute mich an. »Zu einem solch hohen Herrn?«

»Ich bin kein hoher Herr, nur eben fremd.«

»Aber Ihr tragt eine andere Kleidung als wir. Ich kenne sie nicht.«

Was sollte ich dazu sagen? Ich konnte ihr schlecht erklären, daß ich aus einer anderen Zeit stammte, sie hätte es wahrscheinlich nie begriffen. Deshalb schwieg ich.

»Es ist wieder Vollmond«, sagte sie.

»Hat das etwas zu bedeuten?«

Sie nickte, und ihre schwarzen Haare flogen. »Dann ist er wieder unterwegs.«

»Wer?«

»Der Graf.«

»Welcher Graf?«

»Du hast noch nie von ihm gehört?« Sie war zum vertraulichen Ton übergegangen, was mich freute.

»Es ist Graf Fariac.« Sie deutete nach links, zu der großen Burg hinüber. »Man sagt, daß er kein Mensch wäre, sondern ein Blutsauger, ein Vampir.«

Das war es! Graf Fariac. Schon hatte ich die Verbindung. Fariac Cosmetics und jetzt der Name.

Mir wurde zwar nichts klar, aber es würde mir leichter fallen, Zusammenhänge zu begreifen.

»Du schweigst?« fragte Ilona.

»Was soll ich sagen?«

»Die meisten bekommen Angst, wenn sie den Namen hören. Und jetzt ist Vollmond. Er wird in der Nacht wieder unterwegs sein.«

»Ist denn niemand da, der gegen ihn kämpft?« erkundigte ich mich.

»Nein. Keiner. Die Menschen haben Angst. Und die Menschen auf dem Schloß halten zu ihm. Man spricht davon, daß es Tote sind, die er um sich geschart hat. Aber auch schöne Frauen, die tagsüber in ihren Särgen liegen und erst in der Nacht erwachen, wo sie auf Beutefang gehen. Die Menschen in den Dörfern hängen Knoblauch vor ihre Fenster, um die Vampire abzuschrecken. Wie in meiner Heimat. Aber der Krieg hat viele dahingerafft.«

»Wie lange hat er denn gedauert?«

»Ich weiß es nicht. Als ich geboren wurde, da kämpften die Soldaten und Söldner schon. Ich habe von Wallenstein, dem Friedländer, gehört. Er soll ein großer Feldherr sein.«
Jetzt wußte ich genau, in welche Zeit ich geraten war. Ich befand mich im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von 1618-1648 hatte er getobt und halb Europa verwüstet.
Kaum zu fassen…
»Du wirst blaß«, sagte das Mädchen. »Fühlst du dich nicht wohl?«
»Schon, aber ich…« Was sollte ich ihr sagen? Ich fand einfach nicht die Worte, mit ihr über mein Problem zu sprechen. Zum Glück wurden wir auch abgelenkt, denn der Weg schlängelte sich vom Fluß weg und stieß in die Berge.
»Wir werden bald das Nachtlager aufschlagen«, sagte Ilona. »Du wirst bei uns schlafen.«
Jetzt wollte ich es wissen. »Befindet sich noch jemand im Wagen?«
»Ja, mein Vater.«
»Warum zeigt er sich nicht?«
»Er fürchtet die Menschen.«
Ich drehte den Kopf. Der Wagen hatte eine besondere Konstruktion. Hinter dem Kutschbock befand sich nicht direkt der Einstieg auf die Ladefläche, sondern nur ein kleines Fenster ohne Scheibe. Violette Vorhänge deckten die Sicht ab.
Das Mädchen gab dem Gaul die Zügel und machte das Pferd somit munter. Es schnaubte unwillig und trabte dann den Weg hoch.
Ich fragte nicht mehr weiter, denn sicherlich würde mir der Alte eine Antwort geben, wenn er sich zeigte.
Plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner rechten Schulter.
Ich drehte mich nach links um und schaute in ein faltiges Gesicht, das zwischen den beiden Vorhanghälften hervorlugte. Der alte Mann hatte langes graues Haar und trug auf dem Kopf eine blaue Mütze. Allerdings blickten die Augen in dem Gesicht klar und scharf. Ich stellte fest, daß sie denen des Mädchens glichen.
»Sie sind Ilonas Vater«, sagte ich.
Der Alte lächelte und nickte. »Ja«, erwiderte er. »Ich heiße Marek. Stephan Marek!«

***

Marek!
Himmel, war das eine Überraschung. Oder ein Zufall. Ich dachte zurück an Marek, den Pfähler. Suko und ich hatten ihn in Siebenbürgen kennengelernt, als wir Kalurac, Draculas Neffen, jagten.
Der Pfähler hieß allerdings Frantisek Marek, nicht Stephan. Und der Name Marek war häufig genug. Es konnte also ein Zufall sein.
Denn daß hier, ein Ahnherr des Frantisek Marek hinter mir hockte,

daran wollte ich einfach nicht glauben.
Oder?
Ich hatte schon Dinge erlebt, die die Welt praktisch auf den Kopf stellten, denn möglich war im Prinzip alles.
»Ich darf Euch auch noch dafür danken, daß Ihr meine Tochter und auch mich gerettet habt, edler Herr!«
»Das war doch meine Christenpflicht«, antwortete ich.
Da lachte er nur. »Was Ihr Christenpflicht nennt, ist für andere nicht selbstverständlich.«
Möglich. Ich würde es sicherlich noch näher erfahren.
Ilona drehte sich herum. »Sollen wir wieder zu der kleinen Lichtung fahren?«
»Ja, mein Kind, fahr nur. Dort können wir auch etwas essen.«
Ilona nickte.
Durch die blattlosen Äste und Zweige der Bäume schimmerte silberfarben das Mondlicht. Die großen Räder des Planwagens walzten über den schmalen Weg. Zweige kratzten wie gierige Hände an der Abdeckung, Blätter fielen auf die Plane und rutschten zu Boden. Es war wirklich keine ruhige Fahrt durch die anbrechende Nacht. Die Unebenheiten des Weges machten dem Wagen schwer zu schaffen. Wir schaukelten von einer Seite auf die andere.
Ilona war das Fahren gewöhnt. Sie hockte auf dem Kutschbock, hatte sich dabei leicht vorgebeugt und hielt die Zügel mal locker, dann wieder etwas fester.
Manchmal lächelte sie mich an. In ihren Augen sah ich einen Ausdruck, der nicht nur Dankbarkeit zeigte. Mir wurde ziemlich warm zumute. Oft berührten sich auch unsere Körper. Da spürte ich manchmal ihre warme Haut durch den Stoff der dünnen Bluse.
Ich sah auch, daß sie nichts darunter trug. Ihre Brüste waren jugendlich straff.
»Frierst du nicht?« fragte ich.
»Nein, ich bin ein Kind der Natur.« Sie löste eine Hand vom Zügel und deutete nach vorn. »Dort ist die Lichtung.«
Als direkte Lichtung konnte man den Platz nicht bezeichnen. Dafür gab es noch zu viele Sträucher und Hecken, die auf dem Platz standen. Aber auch ein freies Stück Wiese. Diesen Platz ging das Pferd von selbst an. Es kannte sich aus.
Der Gaul hielt.
Ilona sprang vom Bock, nahm die Zügel und wickelte sie um einen Strauch. Dann lief sie um den Planwagen herum, ich hörte ein klappendes Geräusch, und im nächsten Augenblick erschien sie mit dem Futterbeutel in der Hand. Das Pferd bekam ihn umgehängt.
Als ich endlich vom Bock sprang, hielt sie schon den Holzeimer in der Hand.

»Wo willst du hin?« fragte ich.
»Wasser holen.«
»Und wo?«
Sie deutete ein kleines Stück in den Wald hinein. »Da hinten ist eine Quelle.«
Ich nahm ihr den Eimer aus der Hand. »Laß mich das machen.«
Sie errötete, während ich zur Quelle ging. Der Weg war beschwerlich. Ich wühlte mich über feuchte Abhänge, lief durch kleine Mulden und stand schließlich vor der Quelle.
Die Stille des nächtlichen Waldes umgab mich. Nur das Plätschern des Wassers war zu hören. Ich schöpfte den Eimer voll und lief wieder zurück. Unterwegs verlor ich die Hälfte, und als ich auf der Lichtung eintraf, lachte Ilona.
»Das habe ich mir gedacht.«
Zerknirscht nickte ich.
Sie gab dem Pferd zu trinken und lief selbst mit zwei Eimern den Weg davon.
Der Alte hatte inzwischen ein kleines Feuer entfacht. Aus drei Steinen hatte er eine kleine Brücke gebaut, unter der die Flammen zuckten. Eine primitive, aber äußerst wirksame Kochstelle, wie ich fand.
Fleisch gab es auch. Aus einem Tuch wickelte Marek einen halben Hasen. Er bestrich das Fleisch mit dunklem Pökelsalz und legte es auf den obersten Stein.
»Er wird auch dir schmecken«, sagte er, »wir teilen gern. Zigeuner sind sehr freigiebig.«
»Ihr seid Zigeuner?« fragte ich nach.
Der Alte schaute mich an. »Ja«, erklärte er. »Wir sind Zigeuner. Jetzt stört es dich, daß du uns geholfen hast, nicht wahr?«
»Nein, wieso?«
»Weil viele Menschen etwas gegen uns haben. Für die sind wir ebenso wie die Pest. Die Reiter haben uns nicht umsonst aus dem Dorf gejagt. So etwas passiert uns immer.« Er war zum vertrauten Du übergegangen, und das freute mich.
»Ich habe nichts gegen Zigeuner«, sagte ich. »Ebensowenig wie ich etwas gegen Rote oder Schwarze habe. Es sind alles Menschen. Auch unter den Weißen gibt es schlechte, unter den Christen ebenfalls…«
Marek nickte heftig. »Das habe ich gesehen«, gab er flüsternd zurück. »Was alles unter dem Deckmantel des Christentums geschehen ist, war grauenhaft. Ich habe die Frauen schreien hören, wenn die Flammen sie ergriffen. Ich habe Blicke in die Folterkeller geworfen, wo die Vertreter der Kirche neben den Folterknechten standen. Es waren sehr schlimme Augenblicke. Aber was sind Schwarze oder Rote?«
Da war ich mit meinem Latein am Ende. Ich wollte schon Neger oder

Indianer sagen, aber damit konnte er nichts anfangen.
»Es gibt Menschen, die haben eine dunkle Hautfarbe«, formulierte ich.
»Ja, davon habe ich gehört. Und auch gesehen. Auf einem Sklavenmarkt im fernen Orient habe ich einmal Menschen mit dunkler Hautfarbe erlebt. Und es gibt auch welche, die eine rote Haut besitzen?«
»In einem großen Land.«
»Wo liegt es?«
»Sehr weit weg.«
»Hast du es gesehen?«
»Ja.«
»Wie heißt es?«
»Amerika.«
Damit konnte Marek nichts anfangen. Er hob nur die Schultern, das Thema war für ihn erledigt.
Ich sprach weiter. »Diese Reiter, die euch aus dem Dorf geworfen haben, zu wem gehörten sie?«
»Nicht zum Grafen Fariac. Es sind Soldaten, versprengte Söldner, die sich im Dorf eingenistet haben und die Menschen in Angst und Schrecken halten.«
»Ilona haben Sie nichts getan?«
»Noch nicht. Aber sie werden wiederkommen. Sie mußten an diesem Abend Steuern eintreiben, die Bauern werden ihnen nicht viel geben können. Sie trinken dann vom Wein und sind schnell berauscht.«
Wie sich die Bilder glichen. Auch in unserer Zeit wurde getrunken. Vielleicht mehr als damals.
Marek drehte den Hasen herum. »Mein Weib ist von marodierenden Söldnern geschändet und ermordet worden«, erzählte er mit leiser Stimme. »Als wir kamen, war es zu spät. Mein Sohn befand sich nicht unter den Trümmern des brennenden Hauses. Wo er ist, das weiß ich nicht.«
»Aber du hast einen Sohn?« hakte ich nach.
»Ja.« Erstaunt schaute er mich an. »Warum fragst du? Glaubst du, daß er tot ist?«
»Nein, nein.«
»Sondern? Sag es, du weißt etwas.«
Zum Glück kam das Mädchen zurück, und ich konnte mich um eine Antwort drücken.
Ihre Eimer waren noch voll. Ich sprang auf und nahm ihr einen ab. Dann zog ich meinen Mantel aus und hängte ihn über den Kutschbock, Marek hatte also einen Sohn, und der würde sicherlich auch einen Sohn bekommen, der ebenfalls, und so reichte die Kette bis zu Marek, dem Pfähler.

Wahrheit, Gedankenspielerei?
Niemand konnte mir darauf eine Antwort geben.
Das Mädchen blieb neben mir stehen. »Du mußt dich schon mit einem einfachen Mahl begnügen«, sagte es. »Wir haben nichts anderes.«
»Es wird mir schmecken.«
Sie strahlte mich an. Danach holte sie das Geschirr vom Wagen.
Irdene Töpfe und Teller. Ich mußte mit einem Besteck aus Holz essen, und Stephan Marek teilte den halben Hasen in drei Stücke.
Jeder bekam etwas.
Ich als Gast zuerst.
Der Alte aß mit den Fingern, wie es üblich war. Auch das Mädchen nahm kein Besteck. Nur mir hatten sie aus unerfindlichen Gründen Messer und Gabel gegeben.
Ich aß jedoch wie die anderen, und es klappte.
Das Fleisch schmeckte mir sogar. Es war mit einem anderen Salz behandelt, als ich es kannte. Den Durst löschten wir mit Quellwasser.
Der Alte nagte das Hasenfleisch von den Knochen wie ein Sägefisch. Das ging ruckzuck, fertig war er und schleuderte die Knochen hinter sich.
Ilona und ich aßen langsamer. Wir saßen uns gegenüber, hin und wieder trafen sich unsere Blicke.
Das Mädchen lächelte.
Schließlich hatte auch ich meine Portion vertilgt und schleuderte die Knochen weg. Automatisch griff ich zu den Zigaretten. Stephan Marek bekam große Augen, als er die Stäbchen sah.
»Was ist denn das?« fragte er.
»Zigaretten.«
»Kenne ich nicht.«
Ich bot ihm ein Stäbchen an. Er steckte es sich ebenso zwischen die Lippen wie ich. Als ich dann mein Feuerzeug aufflammen ließ, zuckte er zurück.
»Teufelsspuk!«
»Nein, nur ein Feuerzeug.«
Ich machte es ihm vor und zündete mir eine Zigarette an. Dann erst traute er sich.
Nach einigen Zügen schüttelte er den Kopf. »Schmeckt nicht«, erklärte er mir. »Zu leicht.«
Das hätten unsere Gesundheitsapostel mal hören sollen. »Erzähle mir etwas von diesem Grafen.«
»Fariac?«
»Ja.«
»Wir wissen nicht viel, weil wir auch fremd sind. Wir sind erst vor kurzer Zeit in dieses Land am großen Strom gekommen.«

»Was hat euch hergetrieben?« wollte ich wissen.
»Ich suche meinen Sohn«, erklärte der Alte. »Erst wenn ich über sein Schicksal Bescheid weiß, kann ich ruhig sterben.«
»So darfst du nicht reden, Vater!« mischte sich Ilona ein.
»Es stimmt doch.«
Ich stellte bewußt eine provozierende Frage. »Hat er etwas mit dem Grafen zu tun?«
Stephan Marek schaute auf. »Nein!« rief er laut. »Karel hat nichts mit diesem Vampir zu schaffen. Er ist…«
»Was ist er?«
»Nichts. Ich wollte sagen, er ist ein echter Marek. Wir geben uns nicht mit Blutsaugern ab.«
»Du hast ihn lange nicht gesehen«, bemerkte ich.
»Trotz allem, er ist mein Sohn. Wie sie meine Tochter ist.« Der Alte streckte den Arm aus und deutete auf Ilona.
»Wie kommst du denn zu der Annahme, daß er sich hier aufhalten könnte?« fragte ich.
»Ich habe seine Spur verfolgt.«
»Bis hierher?«
»Fast.«
Jetzt mischte sich das Mädchen ein. »Es gibt viele Zigeuner in diesem Land. Irgendwie weiß jeder vom anderen Bescheid. So war es auch mit Karel. Als wir ihn zum letztenmal sahen, da war er zwanzig Jahre. Das ist nun einige Zeit her. Heute muß er fünfundzwanzig Jahre alt sein, und seine Spur führte hier an den Rhein.«
»Hat er im Krieg gekämpft?« wollte ich wissen.
»Das ist uns nicht bekannt.«
Ein seltsamer Typ mußte dieser Karel Marek sein. Die heftige Reaktion seines Vaters bewies mir, daß Karel Marek sehr wohl auf dem Schloß des Vampir-Grafen sein konnte. Ich hatte mir schon längst vorgenommen, es herauszufinden.
Wieder dachte ich an das Bild in der Kosmetik-Fabrik. Es lag erst ein paar Stunden zurück, und trotzdem waren Jahrhunderte verstrichen. Kaum zu begreifen.
Ich stand auf. Vom langen Sitzen war ich ganz steif geworden.
»Wo willst du hin?« fragte Marek.
»Ein wenig herumgehen.«
Er nickte.
Ilona schaute mich an. Ich wußte, was sie dachte, und streckte den Arm aus. Sie ergriff meine Hand und ließ sich von mir hochziehen.
»Ich gehe schlafen«, sagte der Alte. Mit dem Rest des Wassers löschte er das Feuer.
Es zischte, und helle Dampfwolken stiegen in die Höhe.
Ich hatte einen schmalen Pfad entdeckt, der mehr ein Wildwechsel

war. Den wollte ich nehmen.

Ilona blieb dicht an meiner Seite. Sie mußte es zwangsläufig, weil der Weg so schmal war. Unsere Körper berührten sich. Ich legte einen Arm um ihre Schulter, und sie ließ es geschehen.

Dieses Mädchen faszinierte mich. Es strahlte einen exotischen Reiz aus, dem ich mich schwerlich entziehen konnte. Und auch ich schien ihr nicht gleichgültig zu sein, denn sie legte den Kopf an meine Schulter, so daß ich den frischen Duft ihrer Haare riechen konnte.

Schweigend schritten wir durch den dunklen Wald. Ich räumte Zweige und kleinere Äste zur Seite, die über dem Weg hingen und uns ins Gesicht peitschten.

»Es ist eine schöne Nacht im Herbst!« flüsterte Ilona. »Aber der Winter ist nah. Ich spüre es. Bald wird der erste Schnee fallen und wie ein Leichentuch alles zudecken.«

»Du bist ja richtig makaber.«

»Was ist das?« Sie drehte den Kopf und schaute mich an.

»Schon gut.«

»Sag mal, John, wie kleiden sich die Frauen in dem Land, aus dem du kommst?«

»So ähnlich wie du!«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Seltsam«, flüsterte sie, »manchmal habe ich das Gefühl, du würdest von einem fernen Stern kommen. Du hast Dinge bei dir, die ich nicht kenne. Bei dir springt das Feuer aus der Hand. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Das ist bei uns normal.«

»Willst du mich nicht mitnehmen?« Ilona blieb plötzlich stehen und preßte sich an mich.

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich aus der Zukunft komme.«

»Heißt dein Land so?«

Ich lachte. »Nein, aber glaube mir, ich kann es dir wirklich schlecht erklären.«

»Ich will auch nicht fragen. Komm, ich weiß hier einen wunderschönen Platz.«

Bevor ich etwas sagen konnte, hatte sie sich aus meinem Arm gewunden und war rechts im Unterholz verschwunden. Ihre helle Bluse wies mir auch im Dunkeln den Weg.

Ich folgte ihr, schreckte einen Fuchs auf, der blitzschnell verschwand, lief in eine mit Laub gefüllte Mulde hinein, an der anderen Seite wieder hoch und erreichte kurz nach dem Mädchen einen Buckel im Wald, der von Bäumen frei war, dazu am Hang lag und wo ein

halbierter Baumstamm als Sitzfläche diente.
Ilona hatte schon Platz genommen. »Ist es nicht herrlich hier?« fragte sie.
Ich nickte und blieb stehen. Das Mädchen hatte wirklich recht.
Hier oben war ein toller Platz, und wir hatten einen prächtigen Blick über den Rhein, bis hin zu den Burgen und dem vorspringenden Felsen, der Loreley genannt wurde.
Über dem breiten Fluß waberte der Dunst. Es fuhren keine Schiffe mehr. Die Dunkelheit und die Stromschnellen waren für die Schiffer zu gefährlich.
Der Sage nach – und das wußte ich auch – sollte auf dem Felsen ein blondes, nacktes Mädchen sitzen, das sich kämmte und eben durch ihre Blöße die Schiffer ablenkte, deren Boote dann an den aus dem Wasser ragenden Felsen zerschellten.
Ich sah kein blondes Mädchen, nur ein schwarzhaariges. Und das hieß Ilona.
Ich nahm neben ihr Platz.
Wir schauten auf das Wasser und hinüber zu den Burgen. Besonders die größte interessierte mich. Die gehörte dem Grafen Fariac.
Dort brannten die meisten Lichter. Vielleicht feierte er gerade ein Fest.
»Sie interessiert dich«, sagte Ilona.
Ich nickte.
»Der Graf ist sehr gefährlich. Wir dürfen hier nicht lange sitzen bleiben, dann wird er kommen.«
»Er kann uns nicht sehen.«
»Vampire können auch im Dunklen sehen.«
»Du glaubst daran?«
»Ja. Ich habe sie schon gesehen. Riesige Fledermäuse fliegen durch die Luft und nähern sich dem bleichen Mond. Ich habe mich immer verkrochen und heftig gebetet. Mein Vater hat Knoblauch vor den Wagen gehängt. Sie sind abgeschreckt worden.«
Der Vampirglaube ist uralt. Vieles war natürlich Einbildung, manches jedoch nicht. Ich zweifelte kaum an den Worten des Mädchens, denn oft genug hatte ich selbst gegen die verdammten Blutsauger gekämpft.
»Weißt du eigentlich, wie ich in die Burg hineinkommen kann?« fragte ich.
Bis jetzt hatte sie in das Rheintal geschaut, doch nun drehte sie hastig den Kopf. Aus ihren großen, verschreckten Augen schaute sie mich an. »Du willst in die Burg?«
»Ja, wenn ich dort Fariac treffen kann.«
»Aber das ist unmöglich. Er würde dich sofort töten, wenn er dich in die Hände bekommt.«
»Dazu gehören zwei, wie man bei uns zu Hause so schön sagt. Erst

einmal muß er mich haben. Und so weit ist es noch nicht, meine liebe Ilona.«

»Fariac hat jeden bekommen.«

»Auch deinen Bruder?«

Sie hob die Schultern. »Vater redet nicht gern darüber, obwohl er es unter Umständen ahnt. Deshalb sind wir auch hier. Er sucht seinen Sohn.«

»Und wenn er ihn findet?« hakte ich nach.

»Will er ihn pfählen.«

»Womit?«

»Er besitzt einen Eichenpfahl. Ihn trägt er immer bei sich und hütet ihn wie einen kostbaren Schatz.«

Mir rann bei den Worten des Mädchens ein Schauer über den Rücken.

Doch kein Schauer der Angst, sondern der Ehrfurcht. Ilona sprach von einem Pfahl. Auch Marek, der Pfähler, hatte solch einen Eichenpfahl gehabt. Zum Schluß bekam ich ihn dann, und durch diesen Pfahl starb Kalurac. Aber der Pfahl löste sich mit dem Vampir auf. In der Gegenwart existierte er nicht mehr, doch in der Vergangenheit war er noch vorhanden.

Das Zeitgefüge machte es möglich.

»Woran denkst du jetzt?« fragte Ilona lächelnd und rutschte etwas näher an mich heran. »Ich friere…«, sagte sie.

Den Wink verstand ich. Ich legte meinen Arm um ihre Schultern und sah das stille Lächeln auf ihren Lippen.

»Fühl mal, wie mein Herz klopft«, flüsterten ihre Lippen dicht an meinem Ohr.

Ich beugte ein wenig den Kopf. Dabei fuhr ich mit der rechen Hand über den Stoff der Bluse, fühlte zwangsläufig die jugendlich feste Brust und ließ meine Hand dicht darunter liegen.

Ilona erschauerte.

Ihr Herz klopfte tatsächlich schneller.

»Das macht deine Nähe«, raunte sie. »Bei Zigeunern fließt das Blut sowieso schneller durch die Adern. Nicht umsonst sagt man, daß wir heißblütig sind.«

Das war sie in der Tat.

Da sich mein Gesicht schon dicht vor dem ihren befand, kam alles ganz zwangsläufig. Bereitwillig öffnete sie die Lippen zu einem Kuß. Ich preßte sie an mich, spürte die Wärme des Körpers, und meine Hände waren überall.

»John!« hauchte sie und beugte sich zurück, um sich auf den Boden zu legen.

Ich weiß auch nicht, wie es kam, aber mein Blick flog plötzlich zu dem vorspringenden Loreley-Felsen hin.

Wie ein Blitzstrahl zuckte ich hoch.
»Was ist denn?« fragte Ilona. Sie war völlig durcheinander. Der Zauber war verflogen.
Ich deutete nach vorn.
Da sah sie es auch.
Auf dem Felsen hockte, im Gegenlicht des Mondes deutlich zu erkennen, eine riesige Fledermaus.
Ein Vampir!

***

»O nein«, stöhnte Ilona und schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Das ist der Graf.«
Ich wußte es, daß ich Fariac vor mir hatte. Er hatte die gewaltigen Flügel ausgebreitet, und es sah so aus, als würde er jeden Moment losfliegen.
»Ich habe es geahnt«, jammerte Ilona. »Ich habe es geahnt. Er hat uns gesehen.«
Das war fraglich. Schließlich lag eine Flußbreite und noch mehr zwischen uns.
Sie nahm meine Hand und stand auf. »John, Liebster, wir müssen weg. Schnell…«
Ich zögerte, weil mich das Bild faszinierte. Das also war mein Gegner. Zum erstenmal sah ich ihn als Fledermaus und wurde immer begieriger darauf, ihm gegenüberzustehen. Lange sollte es nicht mehr dauern.
Doch er war nicht allein. Ich sah drei, nein, vier Fledermäuse, die ihn umkreisten.
Ebenfalls Vampire.
Und sie hockten nicht auf dem Felsen, sondern schwebten hoch über dem Wasser. Lautlos bewegten sie sich durch die Luft, wie Drachenflieger. Ihr Ziel war das andere Ufer.
»Jetzt holen sie sich ihre Beute«, flüsterte Ilona. »Die wollen bestimmt zu uns.«
Das Mädchen hatte Angst. Auch mir war nicht gerade wohl in meiner Haut. Die Fledermäuse boten einen schaurigen Anblick. Sie schwebten mit ausgebreiteten Flügeln auf die Flußmitte zu und zogen dort ihre Kreise. Das Ufer, an dem wir standen, hatte noch kein Tier erreicht.
»Ich fürchte mich.« Ilona klammerte sich an mich. Ich spürte die Gänsehaut, die sie überkommen hatte. »Laß uns von hier weggehen. Ich will nicht gebissen werden.«
»Noch ist es nicht soweit. Außerdem kann ich mich sehr gut wehren, mein Kind.«
»Womit denn?«
»Das zeige ich dir mal später oder wenn es soweit ist.«

Ich ließ die fliegenden Monster keine Sekunde aus den Augen.

Kaum vorstellbar, daß es sich bei ihnen um Menschen, als auch Fledermäuse handelte.

Sie waren beides.

Der größte Vampir hockte nach wie vor auf der Felsspitze. Ihn hätte ich gern abgeschossen, aber die Entfernung war für einen Pistolenschuß viel zu weit.

Ein paar Vampire tauchten plötzlich in den über dem Wasser liegenden Nebel ein, verschwanden, und wenig später hörten wir einen Schrei.

»O Gott, jetzt holen sie einen!« Ilona flüsterte es entsetzt und krallte ihre Hände in meinen Arm.

Ja, sie hatten sich einen geholt.

Plötzlich stiegen sie wieder aus dem Nebel. Und zwei von ihnen hielten einen leblosen Körper in ihren Klauen, den sie davontrugen und zur Burg schafften.

»Wieder ein Opfer für den Herrn Grafen«, flüsterte das Mädchen.

»Und er schaut nur zu.«

Ja, das stimmte. Fariac begnügte sich mit einer passiven Rolle. Ich hatte aber gesehen, wie die Sache lief, und das war schon viel wert.

»Laß uns gehen, John.«

Diesmal gab ich Ilonas Bitte nach. Sie atmete auf, als ich nickte.

Wir schlugen uns wieder in das Unterholz. Heute hatte ich noch nicht viel unternehmen können, doch in der nächsten Nacht würde ich auf einem Boot sein. Wenn die Vampire auftauchten, gab es Stoff. Aber richtig, ihnen sollte Hören und Sehen vergehen.

Wir erreichten die kleine Lichtung. Von dem Alten war nichts zu sehen. Er schlief im Wagen.

»Leg du dich auch hin«, sagte ich zu Ilona.

»Willst du nicht mitkommen?«

»Nein«, erwiderte ich lächelnd. »Ich werde hier draußen schlafen. Aber wenn ihr ein Messer habt, dann hätte ich es gern.«

»Willst du dir eine Waffe schnitzen?«

»Ja, einen Eichenpfahl.«

»Wir haben auch Weihwasser. Warte, ich hole dir beides.« Ilona verschwand im Wagen. Ich aber ging zu einer großen Eiche, die mir zuvor schon aufgefallen war. Mit großer Mühe gelang es mir, einen Ast abzubrechen.

Als ich ihn in der Hand hielt, tat es mir leid, daß ich ihn um die Hälfte verkürzen mußte, denn so war er viel zu lang.

Ilona hatte das Messer gebracht. Es hatte eine leicht gebogene Klinge, die bläulich schimmerte.

»Beste Schmiedearbeit«, erklärte sie.

»Das sehe ich.«

Über dem Knie brach ich den Ast, schnitt ihn am anderen Ende noch ein wenig zurecht und begann damit, ihn anzuspitzen. Ich sah die Müdigkeit in Ilonas Augen und schickte sie zu Bett.

Sie nahm mich noch einmal in den Arm, dann verschwand sie in ihrem Wagen.

Ich setzte mich neben die erkaltete Feuerstelle und begann zu schnitzen. Die Klinge streifte die Rinde ab, schnitt in das Holz, als bestünde es aus Butter.

Eine halbe Stunde verging. Ich gewöhnte mich an das Schnitzen und schaffte es tatsächlich, eine weiße Spitze zu bekommen. Der Pfahl war etwas länger als mein Unterarm, ich wog ihn, als er fertig war, in der Hand, schloß meine Finger um den Griff und machte heftige Stoßbewegungen.

Ja, der Pfahl lag gut in meiner Faust.

Ein Eichenpfahl, dem Vampir durch die Brust gestoßen, ist schon tödlich. Ich verdoppelte die Wirkung noch, indem ich den Pfahl mit dem geweihten Wasser übergoß.

Nun besaß ich drei Waffen. Das Kreuz, die Beretta und den Eichenpfahl. Ich fühlte mich einigermaßen gerüstet.

Das Weihwasser brachte ich wieder zum Wagen. Je mehr ich mich der Plane näherte, um so intensiver wurde der Knoblauchgeruch. Der alte Marek hatte die Stauden rings um den Wagen gehängt. Sie verströmten den üblichen Duft.

Ich schob am hinteren Ende die Plane zur Seite. Schemenhaft nur waren die beiden Menschen zu erkennen. Sie schliefen nebeneinander unter Decken.

Ich zog mich vorsichtig zurück. Im Wilden Westen hatten die Siedler oft unter ihren Wagen geschlafen. Das wollte ich auch versuchen. Da ich keine Decke fand, breitete ich meinen Mantel aus und legte mich darauf.

Schlaf wollte nicht kommen. Zuviel war in der letzten Zeit geschehen. Ich dachte über die vergangenen Stunden nach und konnte nur den Kopf schütteln.

Wirre Traumbilder verfolgten mich. Ich sah mich von Vampiren eingekreist und schlich auf einsamen Friedhöfen umher, leuchtete in tiefe Grüfte und sah die Blutsauger aus ihren Särgen steigen.

Über allem aber thronte Fariac und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Dieses Lachen war es, das mich auch in den Schlummer begleitete…

***

Irgendwann in der Nacht wurde ich wach. Was mich geweckt hatte, wußte ich auch nicht. Zumindest war es kühler geworden, und ich fror, obwohl ich mich in meinen Mantel eingewickelt hatte.

Ich kroch unter dem Wagen hervor. Die Schlaftrunkenheit war mit einem Schlaf verflogen, ich war hellwach.

Die Lichtung lag im Dunkeln. Es war ungewöhnlich still. Selbst die Tiere der Nacht waren verstummt. Nichts rührte sich mehr.

Sämtliche Geräusche waren eingeschlafen.

Ich stand auf.

Der Mond war längst weitergewandert. Kein Lichtstrahl berührte die freie Fläche inmitten des Waldes. Ich schaute hoch zum Himmel, sah aber nur einen kleinen dunklengrauen Ausschnitt.

Nicht ein Stern funkelte.

Ich ging ein paar Schritte, um die Steifheit aus meinen Beinen zu vertreiben.

Auf dem Wagen war alles ruhig. Ich vernahm ein leises Schnarchen. Die Mareks vertrauten voll der Wirkung des Knoblauchs.

Ich drehte meine Runden. Dabei rechnete ich damit, von irgendwelchen Tieren angegriffen zu werden. Die Rechnung ging nicht auf. Es blieb still.

Um mich herum lag drohend und düster der Wald. Er kam mir irgendwie bedrückend vor. Gefährlich und unheimlich. In der Tiefe verborgen lauerte die Gefahr, das Unheimliche…

Ich wußte genau, daß ich nicht ohne Grund wachgeworden war.

Mein Sinn für Gefahr hatte mich aus dem Schlaf gerissen.

Im Mittelpunkt der Lichtung blieb ich stehen. Sämtliche Sinne konzentrierte ich auf meine unmittelbare Umgebung, und trotzdem wurde ich überrascht.

Der Vampir mußte irgendwo in den Bäumen gelauert haben. Urplötzlich ließ er sich fallen und schoß auf mich zu.

Ich vernahm den gewaltigen Flügelschlag, hörte das Rauschen in der Luft und wirbelte herum.

Der gewaltige Schatten war schon dicht vor mir. Er hatte seine Flügel ausgebreitet, als wollte er mich damit zudecken. Ich sah für den Bruchteil eines Augenblicks in das kleine häßliche Gesicht mit dem aufgerissenen übergroßen Mund und sah auch die langen Zähne, die an ihren Spitzen rötlich schimmerten, was bewies, daß der Vampir bereits ein Opfer gefunden hatte.

Ich sollte das zweite sein.

Blitzschnell riß ich den linken Arm hoch und ließ mich gleichzeitig zurückfallen. Den Eichenpflock hielt ich stoßbereit in der Rechten, hieb damit auch zu, aber ich verfehlte den Blutsauger. Ich war noch nicht schnell genug mit der neuen Waffe und mußte mich erst dran gewöhnen.

Sofort wirbelte ich herum und kam wieder auf die Füße. Der Vampir machte bereits kehrt. Er flog einen engen Bogen, um mich abermals zu attackieren.

Aber nicht nur vorn sah ich den Blutsauger, sondern auch rechts von mir, wie ich mit einem schnellen Seitenblick feststellte. Ein zweiter Vampir war mitgekommen.

Er schwebte dicht über dem Wagen. An die Plane selbst traute er sich nicht heran, der Knoblauchgeruch hielt ihn davon ab.

Um so besser.

Breitbeinig erwartete ich den Angriff des Blutsaugers. Fest umschloß meine Faust den Griff des Eichenpflocks. Diese Bestie sollte sich wundern.

Dann rauschte sie heran.

Und sie war schnell.

Zwei Flügelschläge, dann zog sie die Schwingen ein und wollte sich auf mich stürzen.

Ich riß den rechten Arm hoch. Hell leuchtete die Spitze aus der Verschalung des Pflocks.

Ich hieb zu.

Es war ein verdammt harter Stoß, und ich hatte dabei gut gezielt.

Der Eichenpflock drang der Fledermaus durch die lederartige Haut mitten in die Brust.

Ich hörte einen fast menschlich klingenden Schrei. Der Vampir breitete wieder seine Flügel aus, um zu flüchten, doch er hatte nicht mehr die Kraft dazu.

Wild schlug er um sich, und ich wurde getroffen, als ich mich zur Seite warf. Der Schlag war hart, der meinen Rücken traf. Daran merkte ich, welche Kraft der Blutsauger hatte.

Ich prallte zu Boden und überschlug mich dabei. Dabei gab ich mir noch etwas mehr Schwung, damit ich aus dem unmittelbaren Bereich der schlagenden Flügel kam.

Die Fledermaus zuckte im Todeskampf. Sie schlug wild mit ihren Schwingen. Der Boden wurde aufgewühlt. Grassoden flogen herum, aus dem weit aufgerissenen Maul der Bestie drangen krächzende Schreie.

Ich kümmerte mich nicht um den Vampir. Er war erledigt, doch es gab noch einen zweiten.

Mit dem beschäftigte sich der alte Marek. Ich brauchte nicht mehr einzugreifen, aber ich sah, mit welch einem Haß der Mann gegen die Bestie kämpfte.

Er hatte den Pfahl, sprang vom Wagen auf die Wiese und rannte dem Blutsauger entgegen.

»Komm her!« schrie er. »Du Bestie! Ich werde dich töten. Der Teufel soll seine Freude an deiner schwarzen Seele haben!« Er lachte wild, gab nicht acht, bekam einen Flügelschlag mit, fiel zu Boden und rollte sich auf den Rücken.

Verdammt, der Vampir hatte es doch geschafft.

Ich startete.

Nicht mehr nötig. Marek war nicht zu bremsen. Er riß den rechten Arm hoch. Der Pflock in seiner Hand schien förmlich zu explodieren, mit solch einer Wucht stieß er ihn dem Vampir genau ins Herz. Die Bestie fiel über ihn. Ich hörte Marek wütend schreien, aber das Untier hatte keine Kraft mehr. Der Alte konnte unter ihm hinwegkriechen. Ich brauchte nicht zu helfen.

Marek stand auf. Er spie auf den vergehenden Vampir und schaute mich aus blitzenden Augen an.

Er sagte kein Wort, atmete nur schwer, und ich verstand, warum Frantisek Marek, der Pfähler genannt, damals solch einen Haß auf die Blutsauger hatte. Das mußte in der Familie liegen und lag in der Erbmasse begründet.

Zurück blieb Staub.

Bei beiden…

Stephan Marek nickte mir zu, während seine Tochter aus dem Wagen schaute und beide Hände gegen ihre Wangen gepreßt hatte.

Ich lächelte. »Es waren nur zwei«, sagte ich.

»Leider.«

Fast gleichzeitig steckten wir unsere Eichenpfähle weg. Mit beiden Füßen trat Marek in den Staub. Kleinere Knochen zerknirschten unter seinen Tritten.

Dann kam er zu mir, streckte seine Hand aus, und ich schlug ein.

»Der Himmel hat dich geschickt, John Sinclair. Du bist ein furchtloser Kämpfer. Viele Leute reden nur von Vampiren, doch ich habe dich gesehen. Es scheint nicht dein erster Vampir gewesen zu sein, den du erledigt hast?«

»Nein, auch in meiner Zeit gibt es diese Blutsauger.«

Stephan Marek nickte. »Ja, John, ich glaube dir jetzt, daß du aus einer anderen Zeit kommst. Vielleicht kannst du mir etwas darüber erzählen.«

»Gern.«

Zuvor jedoch suchten wir die nähere Umgebung der Lichtung ab.

Kein Blutsauger hielt sich dort versteckt. Als wir wieder an den Wagen traten, sah ich, daß Ilona ihre Perlenkette gegen ein kleines goldenes Kreuz vertauscht hatte.

Das war gut.

Dann berichtete ich. Und ich erzählte auch von Frantisek Marek, dem Pfähler.

Stephans Augen wurden groß. Mehr als einmal rann ein Schauer über seinen Körper.

Er stellte kaum Zwischenfragen und nahm es hin, daß ich aus der Zukunft kam.

Ich bat um den Eichenpflock.

Er gab ihn mir.

Genau schaute ich ihn mir an. »Ja«, sagte ich dann, »das ist die Waffe, mit der ich Kalurac getötet habe. Es stimmt alles. Unwahrscheinlich.«

Wir sprachen nun eine Weile miteinander. Erst kurz vor Morgengrauen legten wir uns zur Ruhe. Die Natur forderte ihr Recht. Wir schliefen sofort ein.

***

Gegenwart

Nachtdienst war etwas, das Police Sergeant Frank Callahan überhaupt nicht vertragen konnte. Aber was sollte er machen? Er hatte sich vor neun Jahren zur Flußpolizei gemeldet und mußte sich damit abfinden, die Nächte um die Ohren zu schlagen.

Mittlerweile war die Themse zu seiner zweiten Heimat geworden. Er kannte den Fluß besser als sein kleines Reihenhaus im Londoner Stadtteil Southwark. Und da die Hypotheken das Dach fast durchbogen, war Callahan gezwungen, Nachtdienst zu schieben. Die Zulagen nahm er immer gern mit. Seine Frau hatte sich inzwischen daran gewöhnt, ebenso wie die beiden Kinder, die ihren Vater kaum sahen.

Auch in dieser Nacht war das Boot wieder unterwegs. Sie tuckerten flußabwärts, der Mündung zu. Es war eine finstere Nacht.

Keine Sterne am Himmel, kein Mond zu sehen. Die dicken Wolken verdeckten alles. Hinzu kam der etwas steife Westwind, der die Wellen manchmal so hoch warf, daß die Gischt über die Bordwand schäumte.

Sie fuhren mit halber Kraft. Einen besonderen Auftrag hatte der Sergeant nicht bekommen, sollte aber die Augen offenhalten, da man im Hafengebiet Heroinschmuggler vermutete.

Vier Männer schoben auf diesem Schiff ihren Dienst. Callahan war ihr Chef.

Er stand jedoch meist an Deck, eingewickelt in seinen Parka-Mantel, das Glas vor den Augen, und schaute auf die graue Wasserfläche, wo hin und wieder die Schaumkämme der Wellen blitzten.

Schiffsverkehr herrschte kaum auf dem Fluß. Zumeist waren Reparaturboote unterwegs, deren Besatzung nachts am besten Zeit hatte, irgendwelche Schäden an Brücken oder Kaianlagen auszubessern.

Die unförmigen Schiffe erkannte Callahan schon mit bloßem Auge. Wenn sie dicht aneinander vorbeifuhren, wurde oft ein kurzer Gruß von Bord zu Bord geworfen.

Callahan beobachtete den Strom dicht in Ufernähe. Immer wieder glitt sein Blick über die Wasserfläche. Nie ließ er das starke Nachtglas vor der Brust baumeln. Es machte ihm schon nichts mehr aus, es vor

den Augen zu halten. Seine Arme hatten sich daran gewöhnt.

Das Polizeiboot schob einen weißen Bart vor sich her. Hin und wieder zerschnitt der Bug querlaufende Wellen, dann spritzte die helle Gischt zu beiden Seiten des Schiffes hoch, und die kleinen Tropfen fielen wie eine Perlenschnur in sich zusammen.

Ein völlig normale Nacht, dachte auch Sergeant Callahan. Doch um zwei Uhr einunddreißig wurde dieser »Frieden« brutal gestört.

Callahan hatte soeben wieder die Wasserfläche abgesucht, als er das dunkle Bündel sah, das von den Wellen auf und nieder getrieben wurde. Es war noch nicht genau zu erkennen, und der Sergeant dachte sofort an einen mit Heroin gefüllten Kanister.

Er gab Alarm.

Sekunden später schnitten schon die hellen Strahlen der starken Bordscheinwerfer über das Wasser und legten einen gleißenden Teppich auf die Oberfläche.

Die Besatzung war ein eingespieltes Team. Mit halber Kraft näherten sie sich der Stelle, wo der Gegenstand trieb.

Zwei Beamte standen mit Stangen bewaffnet an Deck, um die Ladung zu bergen.

Callahan gab die Kommandos.

Das Schiff wurde noch langsamer. Sie fuhren dicht an einem am Ufer liegenden Kahn vorbei und sahen im Hintergrund die großen Lagerhallen und Schuppen.

»Maschinen stopp!« rief der Sergeant.

Ein Ruck ging durch das Boot. Der Sergeant stand längst an der Reling und schaute von steuerbord ins Wasser.

Seine beiden Kollegen stießen die mit Haken versehenden Stangen ins Wasser, bekamen den Gegenstand zu fassen und drehten ihn herum.

Alle drei starrten in ein bleiches Gesicht, das durch überströmendes Wasser seltsam verzerrt wirkte.

»Ein Toter«, sagte Callahan, »das gibt wieder mal Ärger.« Er sprach aus Erfahrung. Fanden sie einen Toten, so war es mit viel Schriftkram und Aufklärungsarbeit verbunden.

Die beiden Polizisten hievten die Leiche hoch und schafften sie an Bord.

Dort blieb sie erst einmal liegen. Callahan beugte sich über den Toten und schluckte trocken, weil er die gräßliche Wunde am Hals gesehen hatte.

»Verdammt, der hatte einen schlimmen Tod«, murmelte er.

»Ist vielleicht ein Gangster«, murmelte einer der Beamten.

»Möglich.« Callahan knöpfte dem Toten die Jacke auf.

Alles war klamm und naß. Das Wasser tropfte aus der Kleidung und rann auch über das bleiche Gesicht. Die Wunde blutete nicht mehr.

Sergeant Callahan fand, was er suchte: Eine Brieftasche.

Auch sie war durchweicht. Er hielt sie schräg, daß das Wasser abtropfen konnte.

Dann klappte er sie auf. Einer der Beamten leuchtete mit einer Taschenlampe. In ihrem Schein durchsuchte der Sergeant die Brieftasche. Der Ausweis steckte in einer Nebenhülle. Callahan entdeckte ihn erst, als er einige durchweichte Geldscheine zur Seite gelegt hatte. Mit dem Ausweis fiel ihm auch die Lizenz in die Hände.

Der Sergeant staunte. »Sieh an«, murmelte er, »ein Privatdetektiv. Jan Ziegler.« Er drehte den Kopf und schaute seine beiden Kollegen an. »Habt ihr den Namen schon gehört?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Callahan legte die Lizenz zur Seite und nahm sich den Ausweis des Toten vor.

Und hier fand er einen beschriebenen Zettel. Die Schrift war zwar ein wenig verlaufen, aber nicht so schlimm, als wären die Worte mit dem Kugelschreiber oder Füller geschrieben worden.

Der Schreiber hatte eine Maschine benutzt.

»John Sinclair!« murmelte der Sergeant.

»Den kenne ich!« rief der schlaksige Corporal, der die Lampe hielt. »Sinclair ist Yard-Beamter. Ich habe ihn mal bei einem Einsatz erlebt. Da jagten wir eine Terroristin. Der Typ ist ein Draufgänger. Beschäftigt sich allerdings nur mit so komischen Fällen.«

»Mann, dann sind wir den Fall vielleicht los«, freute sich Sergeant Callahan. »Wickelt die Leiche in eine Plane. Ich verständige mal die Kollegen vom Yard. Sie sollen Sinclair aus seinen Träumen reißen.« Callahan grinste. »Sehe gar nicht ein, warum wir nur immer die Nachtschicht schieben sollen.«

Seine Kollegen nickten.

Der Sergeant betrat die kleine Brücke. Sie war mit den modernsten Geräten ausgerüstet. Callahan hängte sich ans Funktelefon und stellte eine Verbindung zu New Scotland Yard her. Dort leitete man ihn weiter an den Chef der Nachtbereitschaft.

Der reagierte sofort, gab bekannt, wo das Boot warten sollte, und rief danach eine bestimmte Nummer an.

Dort meldete sich niemand.

Das war auch schlecht möglich, denn der Mann, dem diese Telefonnummer gehörte, befand sich über vierhundert Jahre in der Vergangenheit…

***

Am nächsten Morgen.

Große Besprechung bei Sir James Powell, dem Superintendenten.

Anwesend waren vier Männer.

Suko, Bill Conolly und ein Beamter der Vermißtenabteilung. Und keiner wußte so recht, wie er anfangen sollte. Noch in der Nacht hatte Sir James Alarm geschlagen und Suko aus dem Bett getrommelt. Der hatte bei mir geschellt, war schließlich mit dem Zweitschlüssel in meine Wohnung eingedrungen und hatte sie leer gefunden.

Niemand wußte etwas über den Verbleib eines gewissen John Sinclair. Superintendent Powell setzte daraufhin den Apparat des Yard in Bewegung. Jeder Polizist bekam Order, nach einem silbermetallicfarbenen Bentley Ausschau zu halten, denn der Wagen war nicht in der Tiefgarage gefunden worden.

Die Beamten entdeckten ihn.

Im Hafengebiet.

Einsam und verlassen parkte er dort zwischen Lagerhallen und Schuppen. Nicht weit von einer Fabrik entfernt, in der kosmetische Artikel hergestellt wurden.

Mit dieser Nachricht überraschte Sir James die Anwesenden.

»Der Wagen ist gefunden worden«, erklärte er. »Von John Sinclair nach wie vor keine Spur. Haben Sie eine Erklärung?«

Suko und Bill schüttelte den Kopf.

»Mir hat er nichts gesagt«, sagte der Chinese noch.

»Aber es steht fest, daß er sich mit diesem Jan Ziegler treffen wollte oder sich sogar getroffen hat«, murmelte Sir James. »Den Grund kennt niemand von uns. Oder?« Er schaute die Anwesenden fragend an.

Schulterzucken.

Der Superintendent wandte sich an den Mann von der Vermißtenabteilung. »Haben Ihre Leute noch etwas entdeckt?«

»Nein, Sir. Wir haben auch den Fluß auf einer Strecke von mehreren Meilen hin abgefahren. Eine zweite Leiche ist nicht gefunden worden.«

»Ich danke Ihnen, Sie können gehen.«

Der Mann verschwand.

»Daß wir keine Leiche gefunden haben, ist erstens ein Hoffnungsschimmer, und zweitens gibt es uns noch größere Rätsel auf«, erklärte Bill Conolly. »Wo könnte John untergetaucht sein?«

»Man hat ihn entführt«, vermutete Suko.

»Die Möglichkeit müssen wir ins Auge fassen«, erwiderte der Superintendent. »Meinerseits lag jedenfalls kein Auftrag vor. Und ich weiß auch nicht, wo wir den Hebel ansetzen sollen. John Sinclair ist verschwunden. Er kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben.«

»Möglich ist alles, Sir«, bemerkte Bill Conolly.

Powell schaute den Reporter mit gerunzelter Stirn und scharfem Blick an. »Wenn Sie meinen…«

Bill hob die Schultern.

»Eins steht fest«, sagte Sir James. »Wir müssen ihn finden! Und wenn wir ganz London umkrempeln. Ich werde eine Sonderkommission

zusammenstellen. Die kann wirkungsvoller arbeiten. Vor allen Dingen bekommt sie von mir besondere Vollmachten. Irgend etwas hat John Sinclair da am Hafen gewollt. Er hat Ziegler getroffen, und dieser wurde ermordet. Warum? Welch eine Information hatte er zu geben?«

Auf die Frage wußte niemand der Anwesenden eine Antwort.

Nur Bill meinte: »Ziegler war ein Windhund. Das hat mir auch Jane Collins gesagt, mit der ich heute morgen noch telefoniert habe. Sie kennt ihn.«

»Gut?« fragte Sir James.

»Nein.«

»Dann weiß sie auch nicht, an welchem Fall er gerade gearbeitet hat?«

»Bestimmt nicht. Sie hätte sonst etwas gesagt.«

Es wurde geklopft, noch bevor die Sekretärin den Besucher melden konnte.

»Come in!« rief Sir Powell.

Es war Jane Collins. Sie brachte gleich einen Mann mit. Es war ein Beamter vom Yard, jemand aus der Informationsabteilung, der sich auch um Spitzel und V-Männer kümmerte.

»Entschuldigen Sie, daß ich so hereinplatze«, sagte Jane. »Aber es ließ mir keine Ruhe.«

Sir Powell nickte. »Setzen Sie sich.« Dann wandte er sich an den Beamten. »Was kann ich für Sie tun?«

Der Mann bohrte eine Hand in die Hosentasche. »Ich habe gestern noch mit John gesprochen. Ich wußte nicht, daß es so wichtig war. Als ich jedoch hörte, daß John verschwunden war, sehe ich das Gespräch in einem ganz anderen Licht.«

»Reden Sie schon!« forderte der Superintendent ihn auf.

»Es war kurz nach Dienstschluß, als John Sinclair zu mir kam. Er wollte eigentlich nur Auskünfte über Jan Ziegler.«

»Die Sie ihm gegeben haben«, meinte Powell.

»Klar, der Knabe steht in unserer Kartei. Gibt uns hin und wieder Informationen, so behält er seine Lizenz, die wir ihm schon einmal weggenommen haben.«

»Weiter, weiter«, sagte Powell.

»John erzählte mir, daß er sich mit ihm treffen wollte. Er wollte auch etwas über Zieglers Vorleben von mir erfahren. Viel wußte ich auch nicht. Ziegler schwamm sich so durch und ist immer haarscharf an einer Strafe vorbeigekommen.«

»Mehr wissen Sie nicht?« Sir Powell war nervös. Das merkte man ihm an. Die träge Berichterstattung paßte ihm überhaupt nicht in den Kram.

»Doch, Sir. Ich habe John nach dem Grund gefragt, warum er Ziegler treffen wollte.«

Jetzt wurde es spannend. Bill, Suko und Jane hielten den Atem an. Sir James Powell beugte sich leicht vor.

Der Erzähler grinste. Er war sowieso ein lässiger Typ, denn er gehörte zu einer Gilde Polizisten, die mehr im Untergrund arbeiteten und deshalb viele Erfolge erzielt hatten.

»Es ging um irgendeine Kosmetik-Firma. Mehr hat er auch nicht gewußt.«

»Den Namen!« forderte Sir Powell.

»Fariac Cosmetics. John fragte mich nämlich, ob ich etwas über den Laden wüßte. Da war er aber auf dem falschen Dampfer.«

»Danke, Sie können gehen.«

Als die Tür hinter dem Mann ins Schloß gefallen war, schaute Sir James die Anwesenden der Reihe nach an. »Kann jemand etwas mit dem Namen anfangen?«

Besonders meinte er mit dieser Frage Jane Collins. Die strich den Rock ihres Winterkostüms glatt und hob die Schultern. »Sicherlich kenne ich Fariac Cosmetics. Ist ja ein bekannter Laden. Die haben in den letzten Jahren stark expandiert und gleichen ihren Umsatz schon den Kosmetik-Riesen in der Branche an.«

»Nur – was hat eine solche Firma mit John zu tun?« stellte Bill Conolly die Frage.

»Ja, da haben Sie recht«, erwiderte Sir James, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Versuchen Sie es doch einmal herauszufinden.«

»Wir?« hakte Bill nach.

»Ja.«

»Und die Sonderkommission?«

»Ist gestorben.« Sir Powell räusperte sich. »Sie wissen viel besser, wie man mit solchen Typen umgeht. Oder täusche ich mich da?«

Jane, Bill und Suko warfen sich verschwörerische Blicke zu.

»Nein, Sir«, antwortete Bill an Stelle der anderen. »Sie täuschen sich nicht. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir John Sinclair nicht wiederfinden würden.«

»Das verlange ich von Ihnen«, sagte Sir James Powell zum Abschluß. »Und zwar lebend!«

***

Vergangenheit

Ich lebte, und mir ging es sogar gut. Die Sonne war im Osten aufgegangen. Eine dünne blasse Herbstsonne, die Mühe hatte, die Nebelschwaden in den Niederungen zu vertreiben.

Von den nahen Dörfern hörten wir das Schlagen der Kirchturmglocken. Ein neuer Tag brach an. Ein Tag, an dem ich die Burg des Vampir-Grafen stürmen wollte.

An der Quelle hatte ich mich gewaschen. Rasieren konnte ich mich nicht, was auch nicht weiter tragisch war. Obwohl ich nur relativ wenig geschlafen hatte, fühlte ich mich doch fit.

Mit großem Staunen hatten Marek und seine Tochter sich die Beretta angeschaut. Das es so etwas einmal geben würde, hätten sie nie gedacht.

»Wie viele Taler kostet die Waffe?« fragte mich das Mädchen.

»Ich kenne keine Taler.«

»Womit bezahlt man denn bei euch?«

»Auch mit Geld oder Gold. Aber es hat einen anderen Namen. Zudem gibt es auch Scheine.« Ich holte eine Pfund-Note hervor. Sie wurde in die Hand genommen, bestaunt und zerknittert.

»Das ist doch kein Geld«, sagte Marek.

Ich steckte den Schein weg. »Bei uns ja.« Auf ein Frühstück mußten wir verzichten. Die beiden hatten nichts mehr. »Unten im Dorf bekommen wir bestimmt etwas zu essen«, lächelte ich.

»Falls man uns etwas gibt.«

»Ganz bestimmt.«

»Das sagst du nur.«

Wir fuhren ab. Wieder verschwand der alte Marek auf der Ladefläche des Wagens, während seine Tochter die Zügel in die Hand nahm. Das Pferd hatte den Angriff der Vampire in der Nacht mit stoischer Ruhe hingenommen.

Wir fuhren wieder den halsbrecherischen Weg hinunter ins Tal.

Noch lag über dem Strom ein Schleier, aber die Sonnenstrahlen dampften immer mehr Feuchtigkeit weg. Schon jetzt war die Luft wesentlich klarer geworden.

Die ersten Schiffe fuhren. Segler, die schwere Lasten zu transportieren hatten und schwer gegen die Stromschnellen ankämpfen mußten, denn hier war der Rhein verdammt tückisch.

Wir erreichten die Uferstraße.

Wie hatte sich das Bild im Gegensatz zu gestern abend doch verändert. Soviel Betrieb hätte ich nicht erwartet. Zahlreiche Menschen waren unterwegs. Entweder zu Fuß oder beritten. Ich sah Pferde- und Ochsengespanne, die vollbeladene Wagen hinter sich herzogen.

»Heute ist Markt«, erklärte mir Ilona voller Stolz. Dann wurde ihr Gesicht traurig. »Leider sind auch die Söldner wieder unterwegs und suchen nach Mädchen.«

Ich lächelte sie an. »Mach dir mal keine Sorgen.«

»Das sagst du so. Diese Häscher sind sehr, sehr gefährlich. Man spricht davon, daß sie auch mit dem Grafen Fariac in Verbindung stehen. Sie sollen ihm Mädchen beschaffen, deshalb haben sie freie Bahn.«

Das war wieder was Neues. Und auch sehr interessant. Vielleicht konnte ich mir einen der Kerle schnappen. Bestimmt wußte er mehr über diesen Vampir. Und ich würde ihn schon zum Reden bringen.

Das Dorf hatte keine Mauer, wie ich es aus Bildern von alten Ortschaften kannte. Die Berge deckten es ab, und vorn bildete der Fluß die Barriere.

An der Anlegestelle, die weit ins Wasser hineinragte, lagen zahlreiche Boote. Auf dem holprigen Pflaster des Kais herrschte bereits ein großes Gedränge. Die Händler hatten ihre Waren ausgebreitet, und einige – die reicheren – bauten regelrechte Stände auf. Selbst auf den Schiffen wurde verkauft. Planken verbanden die Boote untereinander.

Ich schaute hoch zur Burg.

Düster und drohend stand sie auf dem Kamm des Berges. Kein Mensch bewegte sich dort oben, die Burg lag still, und sie stieß wie eine Drohung in den hellen Morgen hinein. Mir schien es, als würden selbst die Sonnenstrahlen es vermeiden, die Mauern zu berühren.

Dort wohnte das Grauen.

Ich wandte meinen Blick wieder ab. Noch war die Zeit nicht reif, dem Vampir-Grafen einen Besuch abzustatten. Dazu wollte ich die Dunkelheit abwarten.

Unser Pferd trottete jetzt nur noch dahin. Dann ging es gar nicht mehr weiter.

Verkehrsstau. Wie auch in der heutigen Zeit. Gespanne versperrten den Weg, weil zwei Fuhrleute sich nicht einigen konnten. Sie schrien sich an und schlugen sogar mit ihren Peitschen aufeinander ein, bis einer von ihnen nachgab.

Wir konnten weiter.

Der Marktplatz lag direkt am Fluß. Dort konnten wir jedoch unser Gespann nicht abstellen. Wir mußten in das Dorf hinein, was auch wieder eine Quälerei war, denn manche Straßen waren so eng, daß der Wagen kaum hindurchkam.

Wir gelangten an einen Brunnen. Mehrere Frauen saßen dort und unterhielten sich. Als wir näher kamen, staunten sie uns aus großen Augen an.

Zwischen zwei Linden stellten wir den Planwagen ab. Ich wickelte die Leine des Pferdes um einen Baumstamm.

Natürlich fiel ich in meiner Kleidung auf. Ich trug einen dünnen Rollkragenpulli, eine Lederjacke und eine Cordhose. Den Mantel ließ ich im Wagen zurück.

Die Frauen am Brunnen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Als wir an ihnen vorbeigingen, hörte ich, wie eine das Wort »Hexe« zischelte.

Ich blieb stehen und drehte mich um. Scharf schaute ich die Weiber an.

Sie senkten die Köpfe.

Wir gingen weiter. Ilona hatten wir in die Mitte genommen. Bei mir hatte sie sich eingehakt. »Ich habe große Angst«, flüsterte sie.

»So wird es immer sein. Man kennt mich in der Stadt. Die werden losrennen und die Söldner holen. Bestimmt wissen bald alle, daß wir hier sind.« Sie blieb stehen. »Laß uns fliehen, John!«

Ich schüttelte den Kopf. »Und wohin?«

»Nur weg! Was meinst du, Vater?«

»Es hat keinen Sinn. Wir können nicht immer fortlaufen. Hier wird es sich entscheiden, und hier werden wir auch Karel, meinen Sohn und deinen Bruder, wiedertreffen.«

»Daran glaube ich nicht.«

»Aber ich.«

Der Alte blieb hart, das gefiel mir. Auch ich wollte nicht fliehen.

Ich mußte mich stellen, denn ich wollte dem Grafen einen Besuch abstatten.

Als ich über die Schulter einen Blick zurückwarf, sah ich den Brunnen leer. Wahrscheinlich würden die drei Weiber jetzt in der Stadt herumerzählen, was sie gesehen hatten.

Wir gingen durch einen Torbogen, sahen zwei Bettler an den Hauswänden hocken und erreichten belebtere Gassen. Die Türen der Gasthöfe und Schänken standen sperrangelweit offen. Lachen und Grölen tönte uns entgegen. Überall wurde gefeiert und Wein getrunken. Die Wirte und Bedienungen kamen kaum mit der Arbeit nach, so durstig waren die Menschen.

Vor den Schenken standen zahlreiche Pferde. Halteringe aus Eisen waren in den Hauswänden befestigt. Die Reiter hatten die Zügel ihrer Pferde durch die Ringe geschlauft.

Sämtliche Straßen führten zum Fluß. Und zwangsläufig auch auf den Marktplatz zu. Oft kamen uns Burschen entgegen, die große Augen kriegten, wenn sie Ilona sahen.

»He, schöne Maid, sollen wir uns nicht zusammen in ein Heulager legen?«

»Ja, du kannst mich schon wärmen!« rief ein zweiter.

»Mit dir würde es Spaß machen!« brüllte ein dritter.

Wir kümmerten uns nicht um sie.

Auf dem Markt war das Gedränge groß. Ich legte meinen Arm um Ilonas Schultern, damit sie mir nicht in dem großen Gewühl verlorenging. Nur mühsam kamen wir voran.

Händler sprachen uns an. Ich sah viel Obst, aber auch kostbare Tücher und Stoffe. Spitzen aus Brüssel, prächtige Gewänder aus dem Orient, Gewürze, Blumen, und allerlei Viehzeug. Vom Hund über die Katze, bis zu Enten, Gänsen und Ferkeln war alles vertreten.

Über offenen Feuerstellen wurden Schweine gebraten. Als ich den

Duft roch, bekam ich Hunger.
Geld hatte ich keins, deshalb wollte ich tauschen. Ich wühlte meine Taschen durch und fand eine zweite Bleistiftlampe. Die konnte ich opfern.
Ich sprach kurz mit dem Alten über das Problem, und der wollte die Lampe verkaufen, nachdem ich ihm erklärt hatte, daß sie völlig harmlos war.
Er schaffte es tatsächlich und brachte gleich mehrere Taler mit. Er wollte sie mir geben, ich lehnte ab.
Wir kauften uns etwas zu essen. Selten hatte ich einen Schweinebraten gegessen, der besser schmeckte. Dazu trank ich leicht sauren Wein.
Eine halbe Stunde schlenderten wir über den Markt. Wir näherten uns immer mehr dem Fluß, und ich vergaß auch nicht, einen Blick auf die Burg zu werfen.
Düster und drohend stachen die Mauern in den jetzt klar gewordenen Himmel. Ein krasser Gegensatz zu dem bunten Treiben auf dem Marktflecken hier.
Ilona hatte meinen Blick sehr wohl bemerkt. »Da kann man Angst bekommen, nicht wahr?«
Ich nickte.
»Willst du wirklich hin?«
»Aber sicher.«
Der alte Marek war richtig aufgedreht, seit er ein wenig Geld in der Tasche hatte. »Sollten wir nicht in eine Schenke gehen?« schlug er vor.
Ich war einverstanden, nur Ilona hatte ihre Zweifel.
»John wird dich schon beschützen«, sagte ihr Vater.
Ich nickte.
Das nächste Gasthaus war gar nicht weit entfernt. Ein einstöckiger Bau aus grauen Steinen. Die Eingangstür stand weit offen.
Wir hörten Stimmengewirr und das Lachen der Menschen.
Als ich eintrat, mußte ich den Kopf einziehen. Unter meinen Füßen befand sich hart gestampfter Lehmboden. Der Raum war so niedrig, daß ich gerade noch stehen konnte, zudem hatte man ihn in zwei Hälften unterteilt.
Wir befanden uns in der unteren. Zur oberen führte eine Steintreppe hin.
Dort sah ich noch einen freien Tisch.
Nicht nur Männer bevölkerten die Schänke. Auch Marktweiber, die ein gutes Geschäft gemacht hatten, ließen hier ihre Taler rollen.
Ich deutete auf den freien Tisch.
Marek nickte.
Nach wenigen Schritten wurde unser Eintreten bemerkt. Einige Gespräche verstummten. Die Menschen starrten nicht nur mich an,

sondern auch das Mädchen. Anscheinend konnten sie sich zwischen mir und Ilona nicht entscheiden.

»Ich fühle mich hier unwohl«, sagte Ilona und hob wie fröstelnd ihre Schultern. Von dem Alten erntete sie für diese Bemerkung einen strafenden Blick. Er wollte auf keinen Fall mehr umkehren, sondern sich ein paar gemütliche Stunden machen.

»Das vergeht dir auch wieder!« zischte Stephan und drückte seine Tochter sogar noch vor.

Ich hielt mich da raus und suchte uns den richtigen Weg. Die meisten Männer, die vor den langen Tischen auf Holzbänken hockten, trugen Waffen. Säbel, Degen, Schwerter. Ich sah auch Lanzen an der Wand stehen und Hellebarden.

Nur Pistolen entdeckte ich nicht. Auch älteste Steinschloßmodelle konnte ich nicht finden. Wahrscheinlich besaßen auch zu dieser Zeit nur Begüterte solche Waffen.

Hinter unserem Tisch befanden sich die Fenster. Es waren nur Löcher, ohne Scheiben. In dicken Schwaden trieb der Tabakrauch auf diese Fenster zu.

Der Tisch neben uns war besetzt. Ein Mädchen namens Hanne bediente die Gäste. Sie hatte braunes Haar, das wirr unter ihrem bunten Kopftuch hervorschaute. Dabei war sie von biegsamer Gestalt und mußte sich manchen Klaps auf die Kehrseite gefallen lassen, was sie jedoch immer mit einem Lachen quittierte.

Marek bestellte einen Krug Wein. Die braunhaarige Hanne nickte, und schon bald brachte sie uns den Krug. Dazu drei Tonbecher.

Mir warf sie einen verschleierten Blick zu und schürzte dabei die Lippen. Ich mußte grinsen. Diese Hanne war ein kleines Teufelchen. Mit gekonntem Hüftschwung zog sie ab.

»Sie hat mal als Marketenderin ihr täglich Brot verdient«, erklärte mir Ilona. Sie sprach dabei nicht gerade in begeistertem Tonfall über die Bedienung.

Die Frauen waren eben zu allen Zeiten gleich.

»Bist du eifersüchtig?« fragte ich.

»Ja!« erwiderte sie, und ihre Augen blitzten dabei.

Sie gab es wenigstens zu. Im Gegensatz zu meiner Freundin Jane Collins, die das immer wieder abstritt.

Was sie wohl jetzt machte? Und Suko, oder Bill? Sicherlich hatte Sir James Powell eine großangelegte Suchaktion gestartet. Auf die Wahrheit würde wohl kaum jemand von ihnen kommen.

Marek schenkte ein. Sein kräftiges »Prost« unterbrach meine Gedanken.

Ich lächelte und trank.

Dieser Wein war wesentlich besser als der, den ich zum Fleisch getrunken hatte. Er löschte den Durst und schmeckte nach mehr.

In der Schenke ging es hoch her. Ein Musikant stellte sich auf die Treppe, zupfte sein Instrument, das mich entfernt an eine Leier erinnerte, und begann zu singen.

Es war eine Moritat. Sie erzählte von Liebe, Tränen, Krieg und natürlich Tod.

Die Gäste klatschten, und der Musiker sang ein zweites Lied. Er hatte eine Stimme zum Einschlafen. Hier hätten mal ein paar Punks Stimmung bringen müssen.

Ich leerte meinen Becher.

Nachdem der Musikus auch sein zweites Lied beendet hatte, ging er mit der Mütze herum und sammelte.

Er bekam fast überall etwas. Sogar Hosenknöpfe wurden in seine Mütze geworfen.

Auch an unseren Tisch trat er.

»Hat den Herrschaften mein Gesang gefallen?« fragte er.

Er bekam keine Antwort. Ich sah auch warum. Stephan Marek starrte ihn an wie einen Geist.

»Was – was ist? Habe ich etwas an mir?« fragte der Musikus.

»Sag mir deinen Namen!« forderte der Alte.

Plötzlich spannte sich auch Ilonas Körper. Sie schaute dem jungen Sänger ebenfalls ins Gesicht.

»Warum sollte ich ihn Euch bekanntgeben? Ich bin ein Sänger, ein Rattenfänger, gehöre zum fahrenden Volk, wie Ihr, Zigeuner.«

Auch ich schaute mir den Jungen genauer an. Seine Haut hatte einen braunen Teint, die Augen waren ebenso dunkel wie die des Mädchens.

Ich hatte einen Verdacht.

»Du bist Karel«, sagte Marek. »Karel, mein Sohn, den ich so lange gesucht habe. Gib es zu!«

»Ich?«

»Ja, du! Karel, der Himmel hatte ein Einsehen!« Marek streckte seine Arme aus. »Komm, komm zu deinem Vater. Wie lange habe ich dich gesucht? Und endlich gefunden.«

Da nickte der Sänger. »Ja, ich bin es.«

Im nächsten Augenblick warf er sein Instrument auf den Boden, und dann lagen sich die beiden Mareks in den Armen. War das ein Wiedersehen! Beiden rannen die Tränen über die Wangen, und der Alte flüsterte: »Ich habe meinen Sohn wiedergefunden. Ich habe ihn gefunden. Freut euch mit mir.«

Auch Ilona schluchzte.

Ich hielt mich da raus, hob das Instrument auf und legte es auf die Bank.

Nach einer Weile lösten sich Vater und Sohn voneinander. Sie waren jetzt auch nicht mehr für die Zecher an den anderen Tischen interessant, die das Wiedersehen teils belustigt, teils spöttisch

beobachtet hatten.
»He, Hanne, eine volle Kanne!« Der Alte war so in Fahrt, daß er sogar Reime rief.
»Sehr wohl, die Herren!«
Ilona faßte nach meiner Hand und ließ sie nicht los, während mich ihr Bruder anschaute. »Wer bist du? Ein Freier?«
»Ich heiße John«, sagte ich lächelnd.
»Das will ich gar nicht wissen. Sag mir, ob du um die Gunst meiner Schwester buhlst?«
»Nein.«
»Das kann ich dir nicht glauben. Jeder hier sieht doch, wie es um euch beide bestellt ist. Und auch Ilona schaut dich mit den Augen eines verliebten Weibes an.«
Ilona mischte sich ein. »Laß es bitte, Karel. John ist ein wirklicher Kavalier.«
Karel lachte nur.
Dann wurde sein Gesicht wieder ernst. »Ich bin dein älterer Bruder, und ich habe die Aufgabe, dich zu beschützen. So verlangt es das Gesetz der Familie.«
Hanne kam und brachte zu trinken. »Wein, Freunde!« rief sie.
»Wein für den verlorenen Sohn.«
»Du sollst mit der Bibel keinen Spott treiben!« zischte Karel und hielt die Bedienung am Arm fest.
Die beugte sich zurück. »He, was sind das denn für Sitten? Seid Ihr wahnsinnig?«
»Geh jetzt.« Der Musikus ließ sie los.
Der Alte war schon leicht berauscht. Er hob wieder seinen Krug.
»Mein Sohn!« rief er. »Mein Sohn. Endlich können wir zusammen trinken. Erzähle mir, wie es dir ergangen ist. Hast du die Mörder deiner Mutter gefunden?«
Der Alte hatte laut gesprochen. An den in der Nähe stehenden Tischen waren sie verstanden worden. Zahlreiehe Zecher drehten sich um und schauten zu uns herüber.
»Nicht so laut«, warnte ich ihn.
Und sein Sohn nickte. »John hat recht. Du redest viel zu laut. Du darfst nichts mehr trinken.«
»Ich habe aber noch Durst.«
»Dann trinke Wasser!«
Im nächsten Augenblick wurde es in der Schänke ruhig. Schlagartig verstummten die Gespräche.
Ich saß halb mit dem Rücken zur Tür und mußte mich erst drehen, um den Grund für die plötzliche Stille zu sehen.
Vier Männer standen in der Schänke. Zwei waren noch draußen geblieben und hielten vor der Tür Wache.

Ich kannte die Kerle. Sie gehörten zu denen, die auch die Mareks aus der Stadt gejagt hatten.

Das konnte heiter werden.

Es war klar, wen sie suchten. Als ihnen einer der Zecher die Sicht nahm, schmetterte der erste ihn mit einem Schlag zu Boden.

Ja, sie waren die kleinen Könige in diesem Ort. Gäste, die ihnen im Weg saßen, räumten hastig die Plätze. Während die vier Kerle auf unseren Tisch zukamen…

***

Ich schaute mir die Typen an.

Die waren fast gleich gekleidet, trugen barettähnliche Kopfbedeckungen, die wie große Pfannkuchen wirkten, die engen Hosen steckten in langen Stiefeln, die Ärmel der Hemden waren aufgebauscht, und über der Brust schützte sie ein Panzer aus Leder. In der Scheide steckten Säbel. Zwei trugen auch Schwerter. Nur in der Farbe der Kleidung unterschieden sie sich voneinander.

Die beiden ersten stampften die Treppe hoch und blieben breitbeinig vor unserem Tisch stehen, während ihre Kumpane vor der untersten Stufe warteten.

»Was wollt ihr?« Karel fragte dies, obwohl er genau wußte, was die Männer vorhatten.

»Sie!« sagte der größere der beiden und deutete auf die neben mir sitzende Ilona.

Das Mädchen preßte sich eng an mich, ich spürte, wie es zitterte, und in mir stieg langsam der Zorn hoch.

»Warum?«

»Wir haben ihr und dem Alten gesagt, sie sollten die Stadt verlassen. Sie sind unseren Befehlen nicht nachgekommen. Jetzt will der Graf das Mädchen sehen.«

»Nein, nein«, brabbelte Stephan Marek, »das geht nicht. Meine Tochter kommt da nicht hin, das ist ausgeschlossen. Ich erlaube es nicht. Geht, fort mit Euch.«

Und sein Sohn fragte: »Wer gibt Euch eigentlich das Recht, hier so zu reden?«

»Wir selbst!«

Karel lachte verächtlich. »Ihr werdet sie nicht bekommen!« erwiderte er fest.

»Ist das dein letztes Wort, Musikus?«

»Das ist es!«

»Dann holen wir sie mit Gewalt!« lautete die Antwort.

Damit hatte ich gerechnet. Und ich sah gar nicht ein, diesen Kerlen, auch wenn sie in der Überzahl waren, ihren Willen zu lassen. Ilona sollte bei mir bleiben.

Über den Kopf des Alten hinweg schlug der Söldner zu. Karel hatte mit dem Hieb nicht gerechnet, bekam ihn voll mit und wurde gegen die Wand geschleudert, wo er langsam zu Boden sackte.

Die vier Söldner lachten.

»Und jetzt zu dir, schönes Kind«, sagte der Schläger und wandte sich Ilona zu.

Da stand ich auf.

Der Mann erstarrte mitten in der Bewegung. Wir schauten uns an. Der Kerl trug einen dichten Bart, aus dem die Nase wie eine überreife Erdbeere herausragte.

Ilona reagierte richtig und rutschte an mir vorbei, so daß sie nicht mehr zwischen mir und dem Söldner saß.

Sekundenlang sprach niemand von uns ein Wort. Es war sehr ruhig geworden, nur Karels Stöhnen unterbrach die Stille.

»Dich habe ich auch schon mal gesehen!« knurrte der Söldner.

»Vielleicht.«

Er musterte mich. Unsicherheit flackerte in seinen Augen. »Wo kommst du überhaupt her? Du siehst so anders aus. Du paßt nicht zu uns.«

»Ich kann es dir nicht erklären. Aber ich rate euch eins. Verschwindet!«

»Du reißt dein Maul weit auf!«

»Sicher.«

»Dann stopfe ich es dir!«

Der Bartträger holte aus. Ilona schrie, und ich reagierte. Die Kampftechniken, die ich beherrschte, waren den Kerlen sicherlich unbekannt.

Die Faust zischte heran. Jeder erwartete, daß ich in die Ecke fliegen würde, doch meine Reaktion war blitzschnell und trotzdem genau durchdacht.

Zehn Finger schnappten sein Handgelenk und schlossen sich schraubstockartig darum. Dann hebelte ich den Arm hoch. Der Bartträger brüllte auf, und er schrie noch mehr, als er plötzlich mittels meines Judogriffes hochgehoben wurde und quer über den Tisch fiel, wobei er die Kannen und Becher abräumte.

»Der gute Wein«, jammerte der Alte. »Der gute Wein…«

Dumpf landete der Bartträger auf dem festgestampften Lehmboden. Er hatte sicherlich Sendepause.

Schon kam sein Freund.

Ihn empfing ich mit einer gestochenen Geraden, die ihn kräftig durchschüttelte. Sofort setzte ich nach. Dicht oberhalb des Gurts traf ihn meine Faust.

Er röchelte und kippte nach vorn. Meine Hände schlossen sich um seine Hüften, ich sah die schon leicht glasigen Augen, dann

schleuderte ich ihn seinen heranstürmenden Kumpanen entgegen.
Der Kerl riß die beiden zu Boden. Sie bildeten ein wirres Knäuel aus Armen, Beinen und Körpern. Dabei behinderten sie sich gegenseitig, auf die Füße zu kommen.
Im nächsten Augenblick hörte ich hinter mir ein Splittern.
Ich kreiselte herum.
Unwillkürlich mußte ich grinsen. Nicht nur Karel hatte sich erhoben und stand leicht schwankend an der Wand, sondern auch der Bartträger. Aber dem hatte Ilona das Musikinstrument über den Schädel geschmettert. Wie ein Kranz bedeckten die Reste seinen Hals. Auf den Lippen des Söldners lag ein dümmliches Grinsen.
Die übrigen Gäste kamen aus dem Staunen nicht heraus, während der leicht angesäuselte alte Marek Beifall klatschte.
Aber so lustig war das alles gar nicht, denn mittlerweile waren die an der Tür Wartenden aufmerksam geworden und stürmten mit gezogenen Schwertern in die Schenke.
Ich stand jetzt allein.
Mit einem Satz sprang ich über die noch immer am Boden liegenden Söldner hinweg und schnappte mir einen Hocker.
Als der erste zustach, parierte ich mit dem Sitzmöbel den Schlag.
Zwei Beine fielen ab.
Im nächsten Augenblick drehte ich mich und schleuderte dem zweiten den Hocker gegen den Kopf.
Der Mann ging zu Boden.
Ich duckte mich, entriß ihm die Waffe und stellte mich zum Kampf. Das Schwert war ziemlich leicht, es glich auch mehr einem Degen, in der Eile habe ich das nicht feststellen können.
Sofort begann der Kampf.
Unsere Waffen klirrten gegeneinander, und ich stellte fest, daß der Söldner sehr wohl mit seinem Schwert umgehen konnte. Die Schläge kamen wuchtig, aber nicht so präzise, so daß ich gut ausweichen konnte und auf einen Tisch sprang.
Ich kam mir vor wie einer der drei Musketiere, als ich mich, auf dem Tisch stehend, zum Kampf stellte.
Eine wilde Fechterei begann. Ich sprang in die Höhe, tauchte, glitt zur Seite, wich aus.
Inzwischen hatten sich die drei wieder erholt. Mein Gegner bekam von einem Unterstützung, während die anderen beiden sich dem Mädchen zuwandten, um ihren Auftrag auszuführen.
Das durfte nicht sein.
Blitzschnell stieß ich zu, als mein Gegner einen Moment nicht achtgab. Die Klinge rasierte über seinen Schädel, spaltete Haare und Haut. Plötzlich war sein Gesicht voller Blut. Der Mann ließ die Waffe fallen und torkelte schreiend davon, wobei er nach einem Feldscher

schrie.

Sein Kumpan wollte mir seinen Säbel in den Leib stoßen, doch ich parierte.

Dann sprang ich mit einem gewaltigen Satz auf den nächsten Tisch und fegte dort die Gefäße von der Platte. Dieser Sprung hatte mich näher an Ilona herangebracht, die sich verzweifelt gegen die Kerle zur Wehr setzte.

Gegen vier Gegner kam sie nicht an, konnte sie auch gar nicht.

Ich kam über sie wie ein Unwetter.

Mit den Füßen zuerst sprang ich den Männern in den Rücken.

Gemeinsam gingen wir zu Boden.

»Lauf weg!« schrie ich Ilona zu, dann wurde ich von einem Körper begraben.

Ich weiß nicht, ob sie es schaffte, sehen konnte ich es nicht, denn die Gegner machten es verdammt rauh. Zum Glück nahmen sie ihre Fäuste. Zuerst wurde mir die Waffe aus der Hand gerissen, dann krachte eine Faust gegen meinen Kiefer, so daß mir Hören und Sehen verging. Ein Stiefeltritt in den Magen pumpte mir die Luft aus den Lungen, und der Schlag in die Rippen war auch nicht von schlechten Eltern.

Noch wehrte ich mich.

Mit der Handkante säbelte ich ein Gesicht zur Seite, das dicht vor mir aufgetaucht war, ein angezogenes Knie verschaffte mir ebenfalls Luft, doch dem Hartholzknüppel – vielleicht war es auch ein abgebrochenes Stuhlbein –, dem konnte ich nicht mehr ausweichen.

Er tauchte plötzlich vor meinem Gesicht auf, wurde riesengroß, und dann explodierte er an meiner Stirn.

Aus der Traum.

***

Jemand goß einen Eimer Wasser über meinem Kopf aus. Das Zeug klatschte in mein Gesicht und riß mich aus den Tiefen der Bewußtlosigkeit. Ich fühlte Schläge gegen meine Wangen, und irgend jemand hielt mir ein scharf riechendes Zeug unter die Nasenlöcher.

Das brachte mich vollends hoch.

Ich setzte mich auf, stöhnte jedoch, da sich in meinem Schädel ein Rad zu drehen begann. Mir wurde schwindlig. Hände stützten meinen Rücken ab, so daß ich sitzenbleiben konnte.

Nur allmählich wurden die Umrisse schärfer, und ich erkannte meine Umgebung.

Ich befand mich noch immer in der Schenke. Um mich herum standen die Gäste und schauten mich zum Teil mitleidig, aber auch ehrfurchtsvoll an. Schließlich hatte ich mit sechs Gegnern gekämpft.

Ich tastete dorthin, wo der Schmerz am stärksten war.

Das war die linke Stirnseite, und da hatte mich auch der verdammte Knüppel getroffen. Die Haut war aufgeplatzt, und ich fühlte eine dicke Beule.

»Wo ist Ilona?« krächzte ich.

»Weg«, bekam ich zur Antwort. »Die Söldner haben sie mitgenommen.«

Verflixt, dann war alles umsonst gewesen. Ich wollte aufstehen, es gelang, nachdem mich zwei Leute stützten.

Mich schwindelte, und ich ließ mich zu einem Tisch führen, wo auch die beiden Mareks hockten.

Karel hatte einen Verband um den Kopf. Er leuchtete weiß und war an einigen Stellen blutgetränkt. Der Alte hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und sprach von Rache.

Ich ließ mich schwer auf den Stuhl fallen, jemand reichte mir etwas zu trinken. Es war kein Wein, sondern ein scharfes Zeug, das mir fast die Magenwände zerriß, mich aber wieder munter machte.

Karels Blick traf mich. »Du hast sehr gut gekämpft, John«, sagte er.

»Nein, ich habe nicht verhindern können, daß sie Ilona abschleppten.«

»Das war nicht möglich.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Vielleicht schon auf dem Schloß.«

Ich verzog das Gesicht. »Verdammt, dann muß ich sie zurückholen.«

»Du weißt, was dich erwartet?«

»Ja.«

Die übrigen Gäste hatten schweigend unserem Gespräch gelauscht. Sie waren überrascht und hielten mich wohl für einen Selbstmörder, daß ich es wagte, allein das Schloß zu betreten. – »Ich gehe mit dir«, sagte Karel.

Das war gar nicht so schlecht. Der junge Mann kannte sich in der Gegend aus und wußte auch sicherlich über Schleichwege Bescheid.

Auch der Alte wollte mit, doch wir waren dagegen.

»Nein, ich bleibe dabei«, sagte er. »Ich habe etwas versprochen, und das halte ich.«

Er dachte dabei wohl an den Eichenpfahl, den er immer bei sich trug und der für Vampire tödlich war.

»Wann sollen wir aufbrechen?« fragte Karel.

»Ich würde bis zur Dunkelheit warten«, schlug ich vor.

Karel war dagegen. »Dann ist es zu spät. Es dauert seine Zeit, bis wir das Schloß erreicht haben.«

Ich gab ihm recht. Leider vergaß ich zu oft, daß ich mich in einer anderen Zeit befand. In einer, in der es noch keine Autos, Eisenbahnen, Flugzeuge oder Raketen gab. Hier ging man noch zu Fuß, nahm das Pferd oder das Segelschiff.

Ich stand auf.
Mit beiden Händen mußte ich mich auf der Tischplatte abstützen, weil mich ein Schwindelgefühl packte. Die Tischplatte schien sich zu bewegen, ich kannte die Tricks, atmete ein paarmal tief durch, und es ging mir etwas besser.
Auch Karel hatte Mühe mit dem Gleichgewicht. Wie auch ich, so schaffte er es ebenfalls, auf den Beinen zu bleiben.
Der alte Marek war auch wacklig. Allerdings vom vielen Wein.
Wir waren wirklich eine Truppe, angeschlagen, leicht desolat, aber bereit, den Kampf aufzunehmen.
Mehrere Menschen begleiteten uns nach draußen. Dort ging es mir besser, als ich die frische Luft in meine Lungen saugte. Tief atmete ich durch. Es war etwas kühler geworden. Vom Fluß her wehte ein frischer Wind, der in den Planen der Markstände wühlte und sie knattern ließ.
»Wo setzen wir über?« fragte ich.
Der alte Marek deutete stromaufwärts. »Dort gibt es eine Fähre. Ich kenne den Fährmann. Er wird uns an das andere Ufer bringen, wenn wir ihn bezahlen.«
Damit war ich einverstanden.
Unser Kampf schien sich herumgesprochen zu haben, denn als wir über den Marktplatz gingen, wurden wir angestarrt. Allerdings wußte ich auch, daß die Menschen von unserem Vorhaben einiges mitbekommen hatten. Sicherlich erwartete man uns auf der Burg.
Das störte uns nicht. Der Weg mußte gegangen werden, denn ich wollte Ilona Marek auf keinen Fall als Vampirin begegnen…

***

Das Wetter schlug plötzlich um. Dies geschah von einem Augenblick zum anderen. Der Himmel verdüsterte sich, dicke Wolken schienen aus den Bergen zu steigen und breiteten ihren grauen Schleier hoch über uns aus. Der Wind frischte noch mehr auf, strich über die bleigraue Fläche des Rheins und wühlte im Wasser. Wellen entstanden, liefen rasend schnell voran, so daß es den Anschein hatte, eine Welle wollte die andere einholen.
Karel begann zu schimpfen. »Wenn wir uns nicht beeilen, kommen wir nicht mehr über den Fluß.«
Den Grund konnte ich mir denken. Der Fährbetrieb wurde bei zu starkem Wassergang eingestellt.
Wir nahmen einen schmalen Weg am Ufer. Er lief parallel zur Straße und war durch eine Böschung von ihr getrennt. Das Wasser schäumte bereits über die Uferwiesen, erste Wellen versuchten nach unseren Füßen zu lecken.
Die Burg war nur noch schemenhaft zu erkennen. Sie wurde bereits

von dicken Wolkenbergen umweht. Mir schien es so, als hätte der Teufel seine Hand im Spiel, um die Geschöpfe der Finsternis zu schützen.

Auf der Uferstraße herrschte Hektik. Zahlreiche Händler sahen zu, so rasch wie möglich ihre Heimatorte zu erreichen. Sie gingen geduckt und stemmten sich gegen den Wind an.

Bis zur Fähre hatten wir noch ein paar hundert Yards zurückzulegen. Zum Glück lag das Boot an unserem Ufer. An einem hohen Holzmast knatterte eine Fahne im Wind.

War der Fluß ruhig, gab es keine Schwierigkeiten, ihn zu überqueren. Doch bei Wind würde der Fährmann seine Mühe haben.

Wir liefen so schnell, daß der alte Marek kaum Schritt halten konnte. Vor uns wurden immer wieder Blätter in die Höhe geweht, Laub, das langsam verfaulte.

Karel erreichte die Fähre als erster. Er war schon vorgerannt, während ich seinen Vater stützte.

Ich sah, daß der junge Marek heftig mit dem Fährmann diskutierte. Der schien wohl nicht gewillt zu sein, bei diesem Wetter zu fahren.

Beim Näherkommen hörte ich Wortfetzen. »Ich bringe mich nicht selbst um. Ich fahre in den Tod…«

»Unsinn, Fährmann, du bist einer der besten, die es gibt, habe ich mir sagen lassen. Willst du kneifen?«

Karel stellte das geschickt an, dies mußte man ihm lassen. Sein weißer Verband leuchtete. Er redete nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Händen.

Wir blieben neben den beiden stehen.

Der alte Marek holte Münzen hervor. »Wir zahlen das Doppelte!« rief er laut.

Der Fährmann, ein kräftiger Typ, mit Händen wie Schaufeln und pechschwarzem Haar, wollte noch immer nicht. Wir redeten zu dritt auf ihn ein. Schließlich zeigte er sich bereit, uns an das andere Ufer zu bringen.

Er wandte sich ab, wir zahlten und stiegen auf das Schiff.

Der Fährmann zog das Segel auf. Sofort wurde es vom Wind erfaßt und knatterte laut. Das etwas plump wirkende Schiff hatte nur einen Mast, und der sah nicht gerade stabil aus.

An der Uferstraße standen zahlreiche Menschen und schauten uns zu. Sie mußten uns für lebensmüde halten, daß wir es bei diesem Wetter versuchen wollten.

Der Fährmann löste die Taue.

Schwerfällig schaukelte der Kahn hin und her. Am Heck befand sich ein kleines Ruderhaus, das an einer Seite offen war. Wir hatten auf einer Sitzbank an der Backbordseite Platz genommen und schauten auf das graue, aufgewühlte Wasser, das um die Bordwand schäumte.

Ich konnte nicht mit ansehen, wie sich der Fährmann mit dem Segel quälte, und half ihm.

Ich war zwar nur wenige Male in meinem Leben gesegelt, aber einige Grundkenntnisse hatte ich. Wir mußten zum Teil gegen den Wind ansegeln, was sich als ein großes Problem erwies.

Es war ein Kampf gegen die Natur. Menschenkraft gegen die Macht des Windes, ein verzweifeltes Ringen, bei dem der Sieger noch längst nicht feststand.

Auch der junge Marek packte mit an. Vereint gelang es uns, das Boot flott zu bekommen.

In Böen raste der Wind heran, fuhr gierig in das Segel hinein, als wollte er es zerreißen.

Eisern hielten wir fest. Das Schiff ächzte und stöhnte wie ein Schwerkranker, neigte sich des öfteren zur Seite, so daß Wasser übergischtete und sich an Bord verlief.

Wir kämpften verbissen.

Rechts von uns lagen die Stromschnellen. Wie braune Höcker schauten die gefährlichen Felsen aus dem Wasser. Wenn wir in ihre Nähe gerieten, wurde es kritisch.

Wenn es die Zeit erlaubte, so schaute ich zum Himmel hoch. Die Wolken wurden durcheinandergewirbelt wie dicke Wattebälle.

Und obwohl es erst früher Nachmittag war, hatte ich das Gefühl, die Dämmerung würde einsetzen.

Alles hatte sich gegen uns verschworen. Denn die Dunkelheit war die Zeit der Blutsauger.

Ich hatte die Idee nicht auszusprechen gewagt, war aber sicher, daß Fariac seine Boten schicken würde.

Und ich täuschte mich nicht.

Die Geschöpfe der Nacht erschienen auch am Tag, denn die Sonne stand nicht mehr am Himmel.

Ich sah Bewegungen innerhalb der Wolken. Gewaltige Fledermäuse hatten ihre Schwingen ausgebreitet, flogen über den Fluß und nahmen Kurs auf unser Schiff.

»Achtung!« brüllte ich, als ich sah, wie nah die erste Fledermaus schon heran war.

Im nächsten Augenblick strich sie über unsere Köpfe.

Nicht nur ich hatte das Tier gesehen, auch die anderen Männer an Bord. Der Fährmann bekam es plötzlich mit der Angst zu tun. Er schrie auf und ließ das Tau fallen, das er bisher gehalten hatte.

Sofort kippte das Segel, und unser schwerfälliges Boot krängte über. »Halt doch fest!« schrie ich.

Der Fährmann, dieser Riesenkerl, schüttelte nur den Kopf und stand vor Angst starr.

Ich zischte einen Fluch, denn die Fledermaus kam zurück. Diesmal

flog sie uns vom Bug her an.
Ihr Ziel war der Schiffer!
Der verging fast vor Angst. Er war auf die Knie gefallen und rang die Hände, während aus seinem Mund Worte sprudelten, die er wohl selbst nicht verstand.
Ich wechselte die Leine von der rechten in die linke Hand, merkte den reißenden Zug des geblähten Segels in meinem Oberarm, ignorierte ihn jedoch und zog die Beretta.
Ich drehte den rechten Arm, sah die Fledermaus nur noch wenige Meter von ihrem Opfer entfernt und feuerte.
Vor der Mündung blitzte es auf. Das silberne, geweihte Geschoß raste schräg auf die Bestie zu und hieb in den schwarzen, matt glänzenden Körper.
Wild flatterte das Riesentier auf. Es hatte allerdings noch genügend Schwung, um nahe an sein Opfer heranzukommen, und fiel auf den Fährmann, wobei es ihn zu Boden drückte.
Der Schiffer schrie auf. Er wehrte sich nicht, sondern ließ alles lethargisch über sich ergehen. Erst als das Gewicht durch den Verfaulungsprozeß weniger wurde, stemmte er sich hoch, wobei die Reste des Blutsaugers auf die rohen Planken fielen.
»Komm her!« schrie ich ihn an. »Hilf mir!«
Der Fährmann drehte sich. Anscheinend konnte er nicht begreifen, daß er noch am Leben war, denn er starrte mich aus großen Augen verständnislos an.
Dafür rannte der alte Marek herbei. Er hatte schwer mit dem Gleichgewicht zu kämpfen, torkelte von einer Seite zur anderen, aber er faßte die zweite Leine.
Ich ließ die Waffe wieder verschwinden, da ich beide Hände benötigte. Karel Marek stand mir gegenüber. Allerdings konnten wir uns nicht sehen, das Segel verhinderte es.
Der Mast ächzte und knarrte. Manchmal bog er sich sogar, so daß man das Gefühl bekommen konnte, er wäre aus Gummi. Und der verdammte Wind flaute noch immer nicht ab. Es stürmte weiter, peitschte das Wasser hoch und schleuderte Gischtfontänen über Deck. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Fluß so gefährlich werden könnte.
Das alte Fährboot schaukelte und krängte so stark, daß ich Angst hatte, wir würden sinken. Zudem hatte ich auch noch Furcht vor den Stromschnellen und einem weiteren Auftauchen irgendwelcher Vampire. Die letzte Sorge war vorerst unbegründet, keine Fledermaus ließ sich blicken. Wahrscheinlich war die erste als eine Art Aufklärer geschickt worden. Um so besser.
Der starke Wind hatte den Staub der Bestie längst über Bord gefegt. Er trieb irgendwo mit dem Wasser davon.
Plötzlich wurde das Boot hochgehoben. Als würde eine gewaltige

Hand von unten gegendrücken, so stieg es mit dem Bug in die Höhe, fiel schwerfällig wieder zurück, und ich sah den Fährmann über Deck und an mir vorbeirutschen. Er überschlug sich sogar ein paarmal und prallte gegen die Bordwand.

Dann stieg das Heck hoch. Ich wurde nach vorn geschleudert und prallte gegen den Mast, wobei ich mit dem Kopf gegen den unteren Teil des nassen Segels stieß.

»Shit!« brüllte ich voller Inbrunst, denn die Fähre war in einen der gefährlichen Strudel geraten. Plötzlich wurde sie herumgedreht, und ich hatte das Gefühl, mich mitten in einem Kreisel zu befinden. Steuerlos war das Schiff den Gewalten des Wassers ausgeliefert. Die Wellen quirlten, schäumten und spielten mit dem Boot. Ich sah den Fährmann wieder in meiner Nähe und schrie:

»Tun Sie doch was, verdammt! Helfen Sie uns!«

Der Schiffer kroch heran.

Sein Gesicht war verzerrt. Eine über Bord rollende Welle hatte ihn völlig durchnäßt.

Aber es gelang ihm, auf die Füße zu kommen. Er schrie ein paar Anweisungen, wie wir das Segel zu halten hatten, er selbst verschwand in dem kleinen Ruderhaus, gegen das überlaufende Wellen klatschten.

Es bereitete uns ungeheure Mühe, die schwere Segelstange herumzudrehen. Karel rutschte dabei auf den nassen Planken aus und fiel hin. Der Wind wollte nicht mitspielen. Er hieb in das Segel hinein, schüttelte es durch, so daß ich befürchten mußte, den Stoff würde reißen.

Er hielt.

Und wir schafften es.

Der Fährmann im Ruderhaus unterstützte uns dabei. Es gelang ihm, das Boot so zu drehen, daß wir förmlich aus dem Strudel gespien wurden. Die Fähre machte einen regelrechten Sprung nach vorn, klatschte wieder aufs Wasser und wurde weitergetrieben.

Mehr als die Hälfte der Flußbreite hatten wir längst geschafft.

Jetzt war es nicht mehr weit bis zum Ufer.

Ich riskierte einen ersten Blick über die Bordwand und sah ganz in der Nähe die gefährlichen Felsen.

Himmel, war das knapp gewesen. Nur haarscharf waren wir an diesen messerscharfen Riffs vorbeigekommen.

Der Rest war ein Kinderspiel zu dem, was hinter uns lag. Zwar wurde die Fähre noch genügend gebeutelt, doch wir erreichten ohne Schaden das andere Ufer und damit auch den Steg.

Mit der Backbordwand schrammte die Fähre über das Holz. Eine große Welle rauschte heran, erfaßte das Schiff am Heck und schob es so weit vor, bis sein Kiel über Land scheuerte. Das zurücklaufende

Wasser zerrte und zog zwar noch an dem Kahn, schaffte es aber nicht, ihn wieder in den Fluß zu ziehen.

Wir atmeten auf.

Alle vier waren wir ziemlich erschöpft. Mehr taumelnd als gehend bewegten wir uns auf den Bug des Schiffes zu und kletterten endgültig an Land.

Hier ließen wir uns einfach fallen.

Ich kniete zwischen den Mareks, die beide im feuchten Ufersand auf dem Rücken lagen.

Karel betete. Sein Vater war stumm, und der Fährmann spie schwallweise Wasser aus. Er war ziemlich grün im Gesicht.

Auch mir ging es nicht besonders. In meinen Oberarmen hatte ich kaum noch Gefühl. Wir hatten gegen eine fast entfesselte Natur gekämpft und gewonnen.

Ich stand auf.

Der Fährmann übergab sich noch immer. Er wischte sich über die Lippen, sah, daß ich neben ihm stand, und schaute mich an.

Ich lächelte. »Geht es wieder?«

Er nickte. »Schon lange Jahre fahre ich über den Fluß, kenne jede Stromschnelle, aber so etwas wie heute ist mir noch nie in meinem Leben passiert. Und dann diese Bestie. Fast hätte sie mich gehabt. Habt Ihr mich gerettet?«

»Ja.«

In seinem Blick stand plötzlich Ehrfurcht. »Dann seid Ihr ein großer Magier und Zauberer.«

»Nein, nein, ich bin völlig normal.«

»Womit habt Ihr sie getötet, daß sie sogleich zu Staub zerfiel, mein Herr?«

»Ich habe da so meine kleinen Geheimwaffen.«

Er verstand mich nicht, was auch besser war.

Karel Marek stand inzwischen wieder auf den Beinen. Er half auch seinem Vater hoch. Der Alte bedankte sich.

Ich ging zu den beiden. »Alles wieder klar?«

Sie nickten.

Ich schaute hoch zur Burg. Noch immer wurde das Gemäuer von tief liegenden Wolken umwirbelt. Zwischen uns und der Burg befand sich dichter Wald. Die Weinberge lagen weiter versetzt. Der Sturm schüttelte die Kronen der Bäume durch und riß morsche Äste ab, mit denen er spielte und sie sodann in den Fluß schleuderte, wo sie rasch weitergetrieben wurden.

»Wer von euch kennt den Weg?« wollte ich wissen.

Beide wußten, daß ein Pfad zur Burg hochführte, der allerdings bewacht wurde.

»Der Weg ist so breit, daß auch ein Pferdegespann ihn benutzen

kann«, erklärte der Musikant. »Ich war einmal an der Burgmauer, dann hat man mich wieder fortgeschickt. Man wollte keine Sänger.«

Innerlich grinste ich. Eine gute Stimme hatte er wirklich nicht. Sie wäre mir auch auf den Geist gegangen, doch ich hütete mich, ein Wort davon laut auszusprechen.

Der Fährmann hielt sich zurück. Mit uns wollte er nichts mehr zu tun haben. Er hatte sich auf sein Boot verkrochen und in das Ruderhaus zurückgezogen.

Wir aber gingen einem ungewissen Schicksal entgegen…

***

Ilona schrie!

Die Männer packten sie hart an, stießen sie über den Burghof auf eine alte Holztür zu, hinter der sofort eine Steintreppe begann, die in die Tiefe führte.

Kein Geländer war da, an dem das Mädchen sich hätte festhalten können, und es hatte wirklich Glück, daß es nicht in die unbekannte Tiefe stürzte.

Mit dem Rücken an die Mauer gepreßt blieb sie stehen. Sie schaute zur Tür hin, sah noch einen Ausschnitt des Burghofes, und dann wurde die Tür zugerammt.

Dunkelheit!

So finster, daß sie nicht einmal die Hand vor den Augen sehen konnte. Sie hörte von draußen das Lachen der Männer und das Klirren der Hufe. Dann ritten sie weg.

Ilona, das Zigeunerkind, war allein. So schrecklich allein. In einer riesigen, ihr unbekannten Burg und umgeben von tausend Gefahren. Sie wußte nicht, wohin sie gehen sollte, zurück konnte sie nicht mehr, die Treppe hinunter traute sie sich nicht, so blieb sie erst einmal stehen.

Langsam beruhigte sich ihr Atem. Die Kerle hatten es hart getrieben. Ilona mußte den größten Teil der Strecke zu Fuß laufen.

Erst ziemlich am Ende hatten die Reiter Erbarmen gezeigt und sie in den Sattel gezogen. Dabei hatte sie Schändliches über sich ergehen lassen müssen, das ihr nachträglich noch die Schamröte ins Gesicht trieb. Die Söldner waren brutale, gemeine Kerle, die mit Frauen umsprangen, als wären sie der letzte Dreck. Noch jetzt war ihre Kleidung verrutscht, und sie begann, Bluse und Rock zu richten.

Das tat sie automatisch. Sie fühlte auch den klaffenden Riß im Stoff und hatte keine Möglichkeit, ihn zusammenzunähen.

Es blieb still.

Niemand dachte daran, das Tor von außen zu öffnen und sie herauszuholen. Ilona war auf sich allein angewiesen. Sie dachte an die schlimmen Geschichten, die man sich von Frauen und Mädchen

erzählte, die verschleppt worden waren, und ihre Angst wurde noch größer.

Zeit verging.

Es kam der Punkt, an dem ihr vieles egal war. Sie hatte ihre erste panische Angst überwunden, und so etwas wie Überlebenswille gepaart mit Neugierde ergriff von ihr Besitz.

Sie hatte eine Treppe gesehen. Wo führte sie hin?

Ilona Marek wollte es herausfinden. Sie schob vorsichtig ihren rechten Fuß vor, stellte fest, daß sie noch einen Schritt machen konnte, und ertastete die erste Stufe.

Sie beugte die Fußspitze nach unten und verlagerte das Gewicht.

So erfühlte sie sich die zweite Stufe.

Dann die dritte, die vierte, die fünfte und so weiter.

Im Dunkeln stieg sie dem Keller entgegen und merkte, daß sie Treppe einen weiten Bogen machte. Die Stufen wurden zur Wand hin breiter, während sie sich an der anderen Seite verengten.

Unter ihren Füßen knirschte der Dreck. Sie zertrat kleinere Steine und zuckte zusammen, als ein Spinnennetz über ihr Gesicht strich.

Der nächste Schritt.

Keine Stufe mehr!

Ilona hatte das Ende der Treppe erreicht.

Doch wohin hatte sie der Weg geführt?

Ilona hob beide Arme und streckte auch die Hände aus. Die Fingerspitzen berührten eine unebene, kalte Steindecke, in deren Fugen eine weiche Masse steckte, von der sie annahm, daß es sich hierbei um Schimmel handelte.

Jetzt wollte Ilona auch die Breite des Ganges feststellen. Sie streckte beide Arme seitlich aus, und auch hier fuhren die Fingerspitzen über das Gestein.

Soviel wußte sie.

Ilona hörte ihr eigenes Herz hoch im Hals pochen. Trotz der Kühle schwitzte sie. Das Blut rann schneller durch die Adern als sonst, die Angst saß fest wie ein dicker Kloß in ihrer Kehle. Was würde sie in diesem unterirdischen Verlies erwarten?

Folter?

Wollte man sie auf die Streckbank legen wie eine Hexe? Oder mit Daumenschrauben quälen?

Sie hatte zufällig solche Szenen gesehen, auf dem Marktplatz eines kleinen Ortes. Noch jetzt klangen die Schreie des Opfers in ihren Ohren nach.

Sie schüttelte sich. Nein, bevor jemand das mit ihr anstellte, wollte sie lieber Selbstmord begehen. Nur hatte sie keine Waffe, sie war völlig hilflos.

Ilona Marek ging weiter.

Schritt für Schritt durchmaß sie den Gang, wobei sie die Arme weiterhin ausgestreckt hielt. Irgendwo mußte er zu Ende sein. Manchmal fielen Wassertropfen auf ihren Kopf, die dann eiskalt an Stirn und Wange hinabrannen, so daß sie fröstelte.

Und da sah sie das Licht.

Vor Schreck blieb sie stehen. Es war nur ein Schimmern und kaum zu erkennen, aber ihre Augen hatten sich so auf die Dunkelheit eingestellt, daß sie den helleren Schein sofort wahrnahm.

War das die Rettung?

Ilona umkrampfte ihr kleines Kreuz. Sie wagte es kaum zu hoffen, doch unwillkürlich ging sie schneller.

Das Licht wurde heller, verwandelte sich in einen Streifen, der unter einer Tür herfallen mußte.

So war es dann auch.

Auf einmal sah sie schwach die Umrisse einer Tür im Mauerwerk.

Ein erstes Ziel.

Aber wenn die Tür verschlossen war?

Daran wagte sie nicht zu denken, sie mußte es halt probieren.

Dicht davor blieb sie stehen. Die Hände glitten über rauhes Holz, ein winziger Splitter drang in ihr Fleisch und erzeugte eine kleine Wunde, aber Ilona achtete nicht darauf. Sie suchte und fand die Klinke auch. Ein schwerer eiserner Hebel, den sie vorsichtig nach unten drückte und dann an der Tür zog.

Sie war offen!

Die plötzliche Helligkeit blendete Ilona, obwohl die auch nur von mehreren Kerzen abgegeben wurde, die rings um einen hochlehnigen Stuhl standen, der aus schwarzem Holz gefertigt war und den Mittelpunkt eines Podestes bildete, zu dem zwei breite Stufen an den jeweils vier Seiten hinaufführten.

Vorsichtig zog das Mädchen die Tür zu, Ilona war von der Pracht des Raumes beeindruckt. Gleichzeitig fürchtete sie sich auch vor der gefährlichen Düsternis, die ihr entgegenströmte. Nein, das sah zwar aus wie das Gemach eines Königs, es war es aber nicht.

Wieso dann die schwarzen Teppiche, in die blutrote Streifen wie Schlangenlinien eingewebt waren? Warum die dunklen Kerzen und die ebenfalls schwarzen Vorhänge an den Wänden?

Hier stimmte etwas nicht. Und Ilona hatte bereits genug über den Grafen Fariac gehört, um zu begreifen, daß sie in seinem Gemach gelandet war.

Ja, hier mußte er regieren.

Fariac, der Vampir! Ein König in seinem Reich.

Das Mädchen schluckte. Ihr Atem ging schneller, als ihr Blick sich nach einer zweiten Fluchtmöglichkeit umschaute.

Wo gab es die?

Hatte dieser Raum wirklich nur den einen Ein- oder Ausgang?

Ilona schritt vor und sah tatsächlich noch einen zweiten Eingang.

Da sie sich zwangsläufig dem Podest genähert hatte, fiel ihr noch etwas auf. Die obere Podestplatte bestand nicht aus Stein, sondern aus Glas.

Warum?

Im ersten Moment wollte sie hinlaufen und nachschauen, dann jedoch siegte die Furcht. Sie ließ es bleiben und wandte sich lieber der zweiten Tür zu.

Ilona war noch drei Schritte entfernt, als die Tür von außen aufgestoßen wurde.

Augenblicklich blieb das Mädchen stehen. Vor Schreck fuhren ihre Arme in die Höhe, und sie krampfte beide Hände um ihren Hals, wo das kleine Kettchen mit dem Kreuz noch hing.

Nein, nicht der Vampir kam herein, auch nicht Blutsauger, sondern eine Frau.

»Da bist du ja, schönes Kind«, sagte sie mit einer dunklen, etwas rauchig klingenden Stimme.

Ilona nickte nur. Sie starrte die Frau an, die ihr wie die schöne Königin aus einem fernen Land vorkam.

Die Frau war größer als Ilona, hatte pechschwarzes Haar, das sie jedoch mit zahlreichen Kämmen zu einer Turmfrisur hochgesteckt hatte. Dadurch wurde ihr schlanker Körper noch mehr zur Geltung gebracht. Sie trug ein langes Kleid aus dunkelgrünem Stoff, das mit einem viereckigen Ausschnitt versehen war, dessen Rand eine Brokatspitze zierte. Die Haut war bleich, wie bei einem Menschen, der lange nicht mehr die Sonne gesehen hatte, aber die feinen Herrschaften gingen ja selten aus, das wußte Ilona. Sie konnte auch keinen Blick von dem Gesicht nehmen, von diesen ausdrucksstarken Augen, in denen die Pupillen seltsam rötlich schimmerten, den hochstehenden Wangenknochen und dem vollen Mund mit der leicht vorgeschobenen Unterlippe. Keine Falte hatte ihren Platz in diesem Gesicht gefunden, es wirkte wie aus Marmor gemeißelt.

Plötzlich wußte das Mädchen auch, wer diese Frau war. Es gab keine andere Möglichkeit.

Vor ihr stand Katharina Fariac, die Gattin des Grafen und damit die Herrin auf diesem Schloß.

Was hatte sie nicht alles über die Frau gehört! Kaum jemand hatte sie zu Gesicht bekommen, nur Gerüchte und Legenden rankten sich um diese Person. Es hieß, daß sie nur in Eselsmilch baden würde, das sie mit dem Blut junger Mädchen mischte, und daß sie ihren Gatten dazu anhielt, sich immer neue Gespielinnen aufs Schloß zu holen.

Diese Frau war berüchtigt, und Ilona begann zu zittern.

Die Lippen der Gräfin verzogen sich zu einem Lächeln. »Hast du

Angst vor mir?« fragte sie.
»Nein, nein, Gnädigste«, erwiderte Ilona schnell, beugte sich herab und küßte die Hand der Frau.
»Steh auf«, sagte Katharina, als sie merkte, daß Ilona demütig hocken blieb. »Ich will mit dir reden.«
Das Mädchen erhob sich.
Fest schaute ihr die Gräfin ins Gesicht, und Ilona erschauderte unter dem Blick.
»Du bist schön, mein Kind«, sagte die Gräfin. »Sogar sehr schön. Und ich freue mich auch, wenn ich schöne Menschen um mich herum habe.« Sie streckte die Hand aus und streichelte über Ilonas Wange.
Das Mädchen zuckte zusammen.
Kalt waren die Finger.
Wie Totenhände…
Gleichzeitig errötete die junge Zigeunerin. Sie hatte etwas anderes erwartet, nicht solche Worte, wie sie die Gräfin eben gebraucht hatte. Was hatte man nicht alles für schlimme Dinge über sie erzählt. Aber jetzt war sie ganz anders. Jedes Ding hat eben zwei Seiten, dachte Ilona.
»Ich habe dich schon öfter gesehen«, fuhr die Gräfin fort. »Und ich habe mir gedacht, daß ich dich irgendwann einmal auf diesem Schloß wiedertreffen werde. Nun ist es soweit.« Sie lächelte, doch ihre Augen blieben ohne Glanz.
»Du sagst ja nichts, mein Kind!«
»Was soll ich auch sagen?« Ilona schluckte. »Ich bin einfach sprachlos, Gnädigste.«
»Dann gefällt es dir hier?«
»Vielleicht…«
»Oh, ich hatte eine klarere Antwort erwartet.«
»Ihr müßt wissen, daß es alles noch neu ist für mich. Ich muß mich erst daran gewöhnen.«
Die Gräfin nickte. »Das verstehe ich durchaus, liebe Ilona. Du bist nicht die einzige auf dem Schloß. Es gibt zahlreiche junge Mädchen hier, die mir und ihm Gesellschaft leisten. Die zu unserem Hofstaat gehören.« Bei diesen Worten glitten ihre Blicke am Körper Ilonas entlang. Sie sah die zerrissene Bluse und die Haut darunter schimmern. »Du hast einen schönen Körper. Er wird ihm sehr gefallen.«
»Dem Grafen Fariac?« fragte Ilona.
»Ja.«
»Was stellt er mit uns an?«
»Nichts.«
»Im – im Dorf erzählt man sich schreckliche Dinge. Er würde die Mädchen töten…«

Katharina lachte. »Nein, er tötet doch niemanden. Er gibt ihnen das ewige Leben, meine liebe kleine Ilona.«

»Dann ist er ein Magister und Zauberer?«

Die Gräfin nickte. »So kannst du es nennen. Aber etwas gefällt mir nicht an dir.« Die Gräfin hob den Arm und deutete mit dem Zeigefinger auf die Halsgrube des Mädchens, wo auch das kleine Kreuz baumelte. »Nimm es ab.«

Ilona schielte nach unten. Sie sah das Kreuz und erschrak. »Nein, Gnädigste, ich nehme es nicht ab. Ich kann es nicht abnehmen. Es ist ein Geschenk meiner Mutter. Sie hat mich eindringlich darum gebeten, es immer zu tragen.«

»Ich befehle es dir!«

Ilona hörte die schrille Stimme der Gräfin und zuckte zusammen.

In ihrem Innern tobte ein Widerstreit von Gefühlen. Einerseits hatte sie ihrer Mutter versprochen, das Kreuz bis zu ihrem Tod zu tragen, andererseits war sie jetzt bei der Gräfin, und die war ihre Herrin, auch wenn Ilona nicht freiwillig aufs Schloß gekommen war.

»Könntet Ihr nicht eine Ausnahme machen, Gnädigste?« fragte sie mit zitternden Stimme.

»Nein!« Katharina, Gräfin Fariac, stampfte mit dem rechten Fuß auf. »Nimm es endlich ab!«

Da nickte das Mädchen. Ilona hob die Arme und führte beide Hände um den Hals herum, um an der Rückseite das kleine Schloß zu öffnen, das die beiden Kettenhälften hielt.

Dann hielt sie das Kreuz in der Hand und wollte es in die Rocktasche stecken, doch damit war die Gräfin überhaupt nicht einverstanden. »Nein«, rief sie. »Nicht so. Du wirst es überhaupt nicht mehr bei dir behalten, sondern wegwerfen.«

»Das kann ich nicht!« Die Antwort kam spontan.

»Wirf es weg!«

Die Gräfin schrie das Mädchen an, und Ilona zuckte zusammen.

Dann nickte sie.

Sie öffnete die Faust, und die Kette mit dem Kreuz klirrte zu Boden.

»Geh zur Seite!« herrschte die Gräfin Ilona an. Sie selbst trat dann gegen das Kreuz, so daß es bis zur Tür rutschte, durch die Ilona den Raum betreten hatte.

»Geh hin und wirf es in den Gang!« befahl die Gräfin.

Ilona zögerte.

»Nun mach schon!«

Da blieb dem Mädchen keine Wahl. Ilona schritt auf die Tür zu, bückte sich, hob das Kreuz auf und öffnete.

Sie schaute wieder in den dunklen Gang, spürte die kühle Luft und fröstelte.

»Hast du es weggeworfen?« klang die Stimme der Gräfin.

»Ja.«

»Dann komm her.«

Ilona ging wieder zu ihr.

Die Gräfin legte ihr eine Hand auf die Schulter. Jetzt lächelte sie wieder und strotzte vor falscher Freundlichkeit. »Möchtest du ihn sehen?« fragte sie.

»Den Grafen?«

»Ja.«

»Dann komm.«

Die beiden unterschiedlichen Frauen schritten auf den auf dem Podest stehenden Stuhl zu, unter dem sich eine gläserne Platte befand. Die Gräfin drehte den Stuhl zur Seite. »Schau hinunter«, flüsterte sie mit heiserer Stimme.

Ilona bückte sich.

Sie blickte durch die Glasplatte. Ihre Augen wurden groß. Im nächsten Moment entwich ein erstickter Laut ihrem Mund.

Deutlich sah sie den offenen Sarg. Und darin lag – Graf Fariac, der Vampir…

***

Das Mädchen merkte nicht, daß die Gräfin ihre Hände um seine Taille gelegt hatte. Sie konnte ihren Blick nicht von dem Gesicht des Blutsaugers wenden, auf das der Schein der beiden neben dem Sarg stehenden Kerzen fiel.

Deutlich sah sie den halbgeöffneten Mund und die beiden langen Zähne, die daraus hervorschauten.

Eine Gänsehaut rann über ihren Rücken. Sie fühlte sich von diesem Anblick abgestoßen und hingezogen zur gleichen Zeit. Der Vampir bot einen unheimlichen und faszinierenden Anblick.

»Ist er nicht schön?« wisperte die Gräfin dicht neben Ilonas rechtem Ohr.

Das Mädchen schwieg.

Der Graf trug eine dunkle Kleidung. Er mußte auch einen Mantel oder ein Cape um die Schulter hängen haben, denn Ilona sah das rote Schimmern des Innenfutters.

Schwarz und rot, die markanten Farben.

Schwarz für die Nacht, rot für das Blut!

Noch schlief der Graf, doch Ilona war sicher, daß er irgendwann erwachen würde.

Und dann? Was geschah dann? Sie ahnte, daß er zu ihr kommen würde, und sie fürchtete sich vor dem Augenblick.

Die Gräfin zog das Mädchen zurück. »Nun hast du ihn gesehen, kleine Ilona«, sagte sie. »Er wird dir das ewige Leben schenken, und er allein wird dein Herr sein!«

Das Mädchen nickte.

Die Gräfin aber sagte: »Jetzt kommst du erst mit. Ich werde dir dein Zimmer zeigen, denn dort liegen prächtige Kleider für dich bereit, damit du würdig bist, von ihm geküßt zu werden.«

Ilona nickte nur.

Mit gesenktem Kopf ging sie neben der Gräfin her. Sie sah nicht das Lächeln der Frau und sah auch nicht die beiden spitzen Eckzähne, die für einen kurzen Augenblick die etwas vorgeschobene Unterlippe berührten. Auch die Gräfin war eine Untote, die Menschen in den Dörfern hatten schon recht gehabt.

Sie verließen den Raum und gelangten an eine Treppe, die zu den oberen Gemächern führte. Das Mädchen fand sich in einem langen Gang wieder, an dessen Wänden zahlreiche Gemälde hingen. Sie zeigten blutige Schlachtszenen. Es gab aber auch Portraitbilder. Finstere Männergesichter, die irgendwie alle Ähnlichkeit mit Fariac hatten.

Ilona fröstelte.

Vor einer Tür blieb die Gräfin stehen. »Geh da hinein!« ordnete sie an.

Ilona betrat den Raum.

Er war prachtvoll eingerichtet. Ein großes Himmelbett mit herrlichen Kissen, Schränken, Tischen, kleinere Stühle. Ein dralles Bauernmädchen stand bereit und verbeugte sich. Ilona glaubte, die Kleine schon unten im Ort gesehen zu haben.

»Brunhilde wird dich baden und waschen«, erklärte die Gräfin. »Ich komme dann wieder, wenn es soweit ist.«

Ilona nickte nur.

Die Gräfin verschwand.

Ilonas Hand aber fuhr in die Rocktasche, und dort umklammerten die Finger das kleine Kreuz.

Sie hatte es nicht weggeworfen…

***

Der Sturm hatte kaum nachgelassen, aber die Dunkelheit war stärker geworden.

Wir befanden uns bereits dicht vor dem Schloß. Der steile Weg hatte sich für den alten Marek als Quälerei erwiesen. Nachträglich ärgerte ich mich, daß wir ihn mitgenommen hatten, aber es war nicht zu ändern. Wir mußten da durch.

Im Schatten der hohen Burgmauern wuchs dichter Wald.

Allerdings waren die Bäume bereits entlaubt, so daß sich nur wenig Verstecke für uns boten. Von den sechs Reitern hatten wir nichts gesehen. Wahrscheinlich befanden sie sich zusammen mit der entführten Ilona auf dem Schloß.

Wie viele Gegner sonst noch auf uns warteten, hatte mir Karel Marek auch nicht sagen können. Ich rechnete allerdings mit dem Schlimmsten.

Für uns hieß es, ungesehen das Schloß zu betreten. Und das würde schwer genug sein, denn überall standen die Wachen. Auch ich hatte sie auf dem Wehrgang patrouillieren gesehen, und das große Tor war ebenfalls bewacht, wie mir Karel berichtete.

Im Schutz eines Abhangs schmiedeten wir unseren Plan. Ich schlug vor, die Nacht abzuwarten, um dann in das Schloß einzudringen.

Die Mareks waren einverstanden, zuerst, dann allerdings sprach Karel dagegen.

Er schüttelte den Kopf und sagte: »Bis dahin wird es für Ilona zu spät sein.«

Da konnte er recht haben, doch mit einem anderen, besseren Vorschlag konnte er auch nicht aufwarten.

Dann hatte der alte Marek eine Idee. »Eigentlich müßte der Wagen bald kommen.«

»Welcher Wagen?« hakte ich nach.

»Einmal in der Woche fährt ein Wagen mit Proviant zum Schloß hoch. Er bringt bestellte Kleidung und das Essen für die Leute, die keine Vampire sind. Den könnten wir anhalten.«

Karel und ich schauten uns an.

Der junge Marek nickte.

Auch ich war einverstanden.

»Wo machen wir es?« fragte Karel.

Ich deutete talwärts. »Hier sind wir zu nahe am Schloß. Wir müßten ihn weiter unten abfangen.«

Damit waren die Männer einverstanden. Wir besprachen noch einige Einzelheiten, und der alte Marek wollte sich auf den Kutschbock setzen.

Danach verließen wir unser Versteck. Hastig schlichen wir den Weg wieder zurück und stoppten nach der zweiten Kurve, denn sie lag ziemlich günstig, da sie vom Schloß her kaum eingesehen werden konnte. Am Wegrand verbargen wir uns.

Noch immer heulte der Wind. Er schüttelte die Bäume regelrecht durch, bog die blattlosen Zweige und Äste zur Seite und wirbelte das Laub vom Boden hoch.

Da wir etwas Zeit hatten, erklärte ich den beiden Männern die Funktion meines Kreuzes.

Vater und Sohn waren zugleich erstaunt und begeistert.

»Damit kannst du den Vampir töten«, sagte der Alte.

Ich nickte lächelnd. »Vorausgesetzt, ich komme an ihn heran.«

»Das wird schwer sein. Er ist gut bewacht. Und auch seine Späher sind überall.«

Das bekamen wir sogar wenige Augenblicke später bestätigt.

Über uns verdunkelte sich der Himmel noch mehr, weil mehrere Riesenfledermäuse über den Baumwipfeln schwebten.

Wir hoben den Blick. Unwillkürlich tastete ich nach meiner Waffe, ließ sie jedoch stecken. Ich wollte mit der Munition sparsam umgehen. Bestimmt würde ich sie noch brauchen.

Die Vampire flogen wieder weg. Sie kontrollierten die Umgebung des Schlosses. Bis zum Fluß hinunter.

Plötzlich hörten wir das Geräusch. Erst war es nicht genau zu identifizieren, dann sagte Karel: »Das ist der Wagen. Ich höre das Malmen der eisenbeschlagenen Räder. Kommt!«

Wir erhoben uns.

Einen Platz hatten wir uns bereits ausgesucht. Dicht am Wegrand gingen wir in die Hocke, geschützt durch leichtes Strauchwerk.

Der Boden unter uns war feucht. Aber wir hatten uns daran gewöhnt. Während der Überfahrt war es auch nicht gerade trocken gewesen.

Wir hatten uns so abgesprochen, daß ich es versuchen wollte. Karel war zwar dagegen gewesen, hatte sich jedoch gefügt.

Der Wagen näherte sich. Das Rattern der eisenbeschlagenen Räder wurde lauter.

Ich spannte meine Muskeln und hockte sprungbereit. Den Kopf hatte ich nach links gedreht, denn aus dieser Richtung würde der Verpflegungswagen erscheinen.

Zuerst sah ich die beiden Pferde. Sie waren zu bedauern, denn sie hatten es schwer, den beladenen Wagen den Berg hochzuschleppen. Sie schnauften und warfen ihre Köpfe hin und her.

Atemwolken quollen aus Mäulern und Nüstern.

Nur ein Mann saß auf dem Kutschblock. Schwach erkannte ich seine Umrisse. Er hielt die Zügel in der linken und die Peitsche in der rechten Hand.

Hin und wieder ließ er die Schnur dicht über die Pferderücken klatschen.

Zwei Sekunden wartete ich.

Dann sprang ich auf.

Ich kam gut weg, und bevor der Kutscher sich versah, hatte ich den Bock erreicht.

Ich tauchte dicht neben dem Kutscher auf, der überrascht den Kopf wandte und mich erschreckt anschaute.

Er war ein Mann mittleren Alters, wollte die linke Hand herumschwenken, um mir den Peitschenstiel gegen den Hals zu schlagen, als ihn meine Handkante schon traf.

Es war ein genau gezielter Schlag, der Kutscher bäumte sich noch einmal auf und sackte dann zusammen.

Ich griff sofort nach den Zügeln, zog sie fest an. Die beiden Pferde

gehorchten und blieben stehen.
Erst jetzt atmete ich auf.
Schon hörte ich schnelle Schritte neben dem Wagen. Die beiden Mareks erschienen.
Als sie den bewußtlosen Kutscher sahen, lächelten sie. Gemeinsam holten sie ihn vom Bock und legten ihn neben dem Weg in die blattlosen Büsche.
Als erster kletterte der alte Marek auf den Bock. Ich übergab ihm die Zügel. »Teil eins hat gut geklappt«, lächelte ich. »Wir wollen hoffen, daß es weiterhin so bleibt.«
Er nickte nur.
Ich sprang vom Boden und lief um den Wagen herum. An der Rückseite wartete Karel bereits. Er machte sich an der Plane zu schaffen, zog zwei Bänder aus einer Öse und klappte den Stoff zur Seite, so daß ein Spalt entstand, durch den wir auf den Wagen klettern konnten.
Er war wirklich voll beladen. Kisten und Fässer standen dort. Es roch nach Gewürzen, Obst und Gemüse. Das hatte der Mann wohl alles vom Markt gekauft.
Wir fanden kaum Platz. Karel stieg auf die Ladefläche, rückte zwei Kisten zur Seite und klemmte sich in den schmalen Spalt. Ich hatte mehrere Säcke entdeckt, die weiter hinten auf der Fläche standen. Da wollte ich mein Versteck finden. Auf allen vieren robbte ich dorthin und schaffte es tatsächlich, die Säcke noch ein wenig zur Seite zu rücken.
Ich machte mich so klein wie möglich und verschwand zwischen der Ladung.
»Abfahren!« rief Karel Marek.
Ich hörte das Knallen der Peitsche, dann ruckte der Wagen an.
Die Ladung, zum Großteil nicht festgezurrt, wurde geschüttelt. Sie blieb aber in der alten Stellung und kippte nicht um.
Die Spannung stieg. Konnten wir es schaffen? Würde man uns diesen Bluff abnehmen? Ich hoffte es stark.
Vor mir sah ich den eingeklemmten Karel. Der Junge bewies Mut, doch es war fraglich, ob er auch gegen die verdammten Blutsauger bestehen konnte.
Und sein Vater verließ sich auf den Pfahl. Diesen Pflock, der in der Gegenwart zu Staub zerfallen war, als ich Kalurac, dem großen Vampir und Draculas Neffen, damit tötete.
Daß die Pferde ziemlich erschöpft waren, merkte ich daran, wie groß die Mühe war, die sie einsetzen mußten, um den schwerbeladenen Planwagen zu ziehen.
Immer wieder knallte der alte Marek mit der Peitsche. Das pfeifende Geräusch übertönte sogar das Malmen der Räder. Jedesmal wenn der

Planwagen in eine Kurve gezogen wurde, neigte er sich zur Seite und ächzte schwer. Wie ein Mensch, der im Sterben liegt, so kam er mir vor. Der Wagen schien kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen.

Ich hatte die Kurven vom Schloß aus gerechnet mitgezählt. Fünf waren es.

Die letzte lag nur noch vor uns.

Auch die schaffte das Gespann. Dann ging es ein Stück den Berg hoch, und schon hörte ich die Stimme des Alten.

»Brrr… stehenbleiben, ihr verdammten Gäule.« Er zerrte an den Zügeln, die Pferde ruckten, schüttelten den Wagen durch und standen schließlich still.

Jetzt kam es darauf an.

»He, will denn keiner öffnen?« Stephan Marek machte seine Sache wirklich ausgezeichnet. Der alte Knabe schien Nerven wie Drahtseile zu besitzen.

Zuerst geschah nichts. Dann schrie eine Stimme. Dem Klang nach zu urteilen, kam sie von der Burgmauer: »Wer bist du denn?«

»Die Vertretung.«

»Was ist mit Gottfried, dem Kutscher?«

»Krank. Er liegt beim Feldscher. Ich bin ein alter Freund von ihm.«

»Ich habe dich noch nie gesehen.« Der Wärter schien doch mißtrauisch zu sein.

»Ich komme aus dem Dorf.«

Nach diesen Worten trat erst einmal eine Pause ein, bis der Wärter rief: »Warte, es wird geöffnet!«

Die Hürde war auch genommen.

»Jetzt kommen wir rein!« zischte Karel Marek. Seine Stimme klang aufgeregt.

»Sei ruhig.«

Hoffentlich hielt der Junge durch, denn waren wir erst einmal in dem Schloß, würde es verdammt schwer sein, wieder herauszukommen.

Dann vernahm ich bekannte Geräusche. Ein Tor wurde geöffnet.

Knarren, Quietschen, Ächzen – und eine Stimme.

»Los, Alter, gib deinem Gaul Zunder!«

Wieder knallte die Peitsche. Wir fuhren auf den Schloßhof. Hoffentlich kamen die Bewacher nicht auf die Idee, den Wagen zu durchsuchen, dann wären wir geliefert.

Ich machte mich noch kleiner und hielt den Atem an, als Marek aufgefordert wurde, anzuhalten.

Wieder stoppte er.

Schritte zu beiden Seiten des Zweispänners. Jemand schlug gegen die Plane, blieb hinten stehen, und dann sah ich den Widerschein einiger Fackeln durch die Ritzen schimmern.

Jetzt wurde es spannend.

Finger zurrten an der Verseilung. Wenn sie die Plane hinten hochhoben, mußten wir uns den Weg freikämpfen.

Wieder reagierte der alte Marek goldrichtig. »Was soll das?« rief er. »Mit Gottfried habt ihr nicht so viel Theater gemacht.« Er hustete. »Ich habe keine Zeit mehr und will wieder zurück. Schließlich bin ich nicht mehr der Jüngste und habe es Gottfried zum Gefallen getan.«

»Der Alte ist schlimm«, hörte ich einen Mann sagen. »Sollen wir ihn fahren lassen?«

»Meinetwegen«, erwiderte ein zweiter.

»Fertig, Alter, du kannst los. Bis zum Provianthaus.«

»Und wo finde ich das?«

»Fahr durch den Bogen und dann links. Aber helfen wird dir niemand, das brauchten wir bei Gottfried auch nicht.«

»Verstanden.«

Wieder pfiff die Peitsche. Die Gäule setzten sich widerwillig in Bewegung.

Ich kletterte schon aus meinem Versteck hervor, damit ich schnell von der Ladefläche springen konnte.

»War knapp, nicht?« sprach Karel mich an.

Ich nickte. An dem jungen Mann hatte ich mich vorbeigemogelt und warf einen Blick durch den Spalt zwischen den beiden hinteren Planenhälften.

Man hatte große Fackeln angezündet. Sie steckten in den Innenmauern und beleuchteten den Hof. In ihrem Schein sah ich mehrere Wachen, die schwerbewaffnet am Tor standen und dem Wagen nachschauten. Die Männer trugen große Lanzen und waren mit Schwertern bewaffnet. Ihre Oberkörper schützte ein Eisenpanzer, und die hohen Helme auf den Köpfen waren aus dem gleichen Material.

Langsam entschwanden sie meinen Blicken. Dann fuhren wir unter dem Rundbogen her, und danach riß Stephan Marek so hart am Zügel, daß die beiden Gäule die Köpfe hochwarfen und direkt nach links einschwenkten.

Ich schnupperte.

In der Nähe mußte der Pferdestall liegen, denn der unverkennbare Geruch drang in meine Nase. Es stank nach verfaultem Heu und Roßäpfeln.

Der Wagen hielt.

Dann hörten wir das Knarren einer Stimme und danach eine Stimme: »Du kannst abladen, Alter. Ich komme in dreißig Minuten wieder, dann ist der Wagen leer.«

»Ja, ja, schon gut.« Marek sprang vom Bock. Wir hörten seine Schritte, als er um den Wagen herumkam. Dann werkelte er an der Plane herum und hob sie rasch hoch.

»Die Luft ist rein!« flüsterte er. »Ihr könnt beide rauskommen. Aber

schnell.«

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und sprangen hastig zu Boden.

Ich schaute mich um. Wir befanden uns in einer windgeschützten Ecke des großen Burghofes. Hier standen tatsächlich die Stallungen und auch das Provianthaus. Es schloß sich im rechten Winkel an die barackenähnlichen Stallgebäude an, die auf der Vorderseite mehrere Türen hatten. Wir hörten das Wiehern der Pferde und das Stampfen der Hufe.

»Und jetzt?« fragte Karel.

»Abladen«, erwiderte sein Vater.

»Wir fassen mit an!«

Ich hielt Karel, der sich schon bücken wollte, zurück. »Nein, wir müssen uns ein Versteck suchen.«

»Und wo?«

Ich deutete auf die offene Tür des Provianthauses. »Da hinein. Es wird schon eine Ecke geben.«

Er nickte.

»Weg jetzt!« zischte der Alte, der bereits einen ersten Mehlsack über der Schulter liegen hatte.

Wir verschwanden und tauchten in das Dämmer des Vorratsgebäudes unter.

Stephan Marek schleppte die ersten Säcke herein. Nach dem Eingang ließ er sie kurzerhand zu Boden fallen. Wir nahmen sie auf und verstauten sie in den Regalen. Ob dieser Gottfried sie auch dorthin gelegt hatte, war egal. Die Dinger waren sowieso verdammt schwer, und auch wir hatten unsere Mühe.

Um so mehr bewunderte ich den Alten. Ihn hielt wahrscheinlich der Haß auf die Entführer seiner Tochter so bei Kräften.

»Immer können wir hier auch nicht bleiben!« keuchte Karel und hievte abermals einen Sack in das Regal.

Ich nickte. Bevor wir uns jedoch entschieden, schlug das Schicksal hart und grausam zu.

Zuerst hörten wir draußen Schritte. Den Geräuschen nach zu urteilen, mußten es zwei Personen sein, und sie näherten sich der Tür.

Blitzschnell tauchten wir zu beiden Seiten des Eingangs in Deckung und warteten ab.

Dann erklangen schon die Stimmen. »Oh, es gibt wieder Proviant. Hoffentlich hast du auch Schnaps mitgebracht, Gottfried.«

»Wird wohl«, sagte eine tiefere Stimme.

Dann wieder die Schritte. Im nächsten Moment vernahmen wir einen überraschten Ruf.

»Verdammt, das ist ja gar nicht Gottfried.«

Ich zuckte zusammen, warf Karel einen raschen Blick zu und sah,

daß er sich sprungbereit machte.

»Wo ist Gottfried?«

»Krank geworden!« erwiderte der alte Marek. »Ich habe die Vertretung übernommen.«

»Seltsam, Gottfried war doch richtig gesund und hat mit uns immer gezecht. Na ja, kann jedem passieren. Viel Vergnügen noch, Alter. Und überanstrenge dich nicht.«

Wir hatten schon aufgeatmet, weil dieser Kerl an uns vorüber gegangen war, als der Mann mit der tiefen Stimme plötzlich sagte:

»He, Augenblick mal, dich kenne ich doch, Alter?«

In mir vereiste etwas.

»Natürlich, du bist der Vater von der kleinen Zigeunerin. Verdammt, das ist Verrat.«

Einen Herzschlag später hörten wir ein Poltern, dann ein böses Lachen und einen ächzenden Laut. Im nächsten Augenblick rannten die beiden Männer weg.

Karel Marek war noch schneller als ich. Er pfiff auf sämtliche Sicherheiten und stürmte aus dem Bau.

Der alte Marek lag am Boden.

Auf dem Rücken, das war genau zu sehen. Und ebenfalls zu sehen war die Schwertklinge, die tief in seiner Brust steckte…

***

In einem Nebenraum des prunkvollen Gemachs stand bereits der Waschzuber. Er war gut gefüllt, und Dämpfe stiegen gegen die Decke, die schwer und süßlich nach den Essenzen rochen, mit denen das Wasser angereichert worden war.

Ilona zog sich aus.

Erst war es ihr ein wenig peinlich, daß die füllige Brunhilde zuschaute, doch dann sah sie den Blick des Mädchens. Er ging ins Leere. Als wäre sie gar nicht vorhanden.

Ilona hob die Schultern.

Jetzt war sie splitternackt, sie besaß einen wunderbaren Körper mit hoch angesetzten, sehr festen Brüsten, einer schmalen Taille und ebenmäßigen Schenkeln.

Brunhilde faßte ihren Arm. Sie griff so fest zu, daß Ilona unwillkürlich aufschrie, dabei wollte ihr das Mädchen nur helfen, in den Zuber zu steigen.

Das Wasser hatte eine angenehme Temperatur. Es prickelte richtig auf der Haut, und Ilona schloß die Augen. Noch nie hatte sie so prachtvoll gebadet, doch Brunhilde ließ ihr nicht lange Zeit, sich zu entspannen. Sie kam mit einem Pulver und machte Ilona klar, daß sie aufzustehen hatte.

Was die Zigeunerin auch tat.

Sie wunderte sich, daß Brunhilde kein Wort sprach, und fragte sie danach.

Die dralle Bauernmaid trat einen Schritt zurück und öffnete ihren Mund.

Da sah Ilona es selbst.

Man hatte dem Mädchen die Zunge abgeschnitten!

Welch ein grausames Schicksal!

Die Zigeunerin schloß die Augen und öffnete sie erst, als sie Brunhildes Hände auf ihrem Körper spürte, die das Pulver sorgfältig verteilten.

Durch die Nässe blieb es kleben.

Ilona wunderte sich, wie weich die Hände des Bauernmädchens waren, und ein wohliger Schauer rann über ihre Haut. Brunhilde wusch sie sorgfältig, und schließlich war Ilonas Körper überall mit einer dicken Schaumschicht bedeckt. Sogar im Gesicht.

Danach durfte sie sich wieder hinsetzen.

Ilona tauchte in den Zuber ein, und Brunhilde machte sich daran, sie abzuspülen.

Es tat gut, das warme Wasser über die Schultern fließen zu sehen.

Eine Zeitlang gab sie sich nur dem reinen Badeerlebnis hin, bis Brunhilde auf ihre Schulter tippte und ihr bedeutete, aufzustehen.

Ilona stieg aus dem Zuber.

Davor lag eine geflochtene Matte. Das Wasser rann und tropfte ab. Brunhilde kam mit einem duftenden Badetuch, in das sich Ilona einwickelte.

Dann rieb die Bauernmaid ihren Körper ab. Sie machte dies ebenso geschickt wie das Waschen. Ilona hätte ihre Hände noch viel länger spüren können, doch anscheinend stand Brunhilde unter Zeitdruck. Sie zog ihr ziemlich plötzlich das Badetuch weg und brachte neue Kleider.

Es war nur mehr eine Robe. Pechschwarz außen, wie das Gefieder eines Raben und von innen mit roter Seide gefüttert.

Ein Gewand, wie es auch der Graf trug!

Ilona mußte hineinschlüpfen. Die Seide lag angenehm kühl auf ihrer Haut. Mit einer ebenfalls dunklen Spange konnte sie das Gewand vorn zusammenstecken.

Sandalen standen ebenfalls bereit, in die Ilona schlüpfte. Sie wollte noch etwas sagen, als die Tür aufgerissen wurde.

Die Gräfin stand dort!

Auch sie hatte sich umgezogen und trug ebenfalls ein schwarzes Gewand, das allerdings mit kostbaren, roten Stickereien verziert war.

Katharina lächelte. »Ich sehe, daß du fertig bist.«

Ilona nickte.

»Du siehst noch schöner aus. Dem Grafen wirst du gefallen. Komm!« Sie streckte den Arm aus.

Ilona schritt auf die Gräfin zu, durchquerte ihr Gemach mit dem großen Bett und ließ sich aus dem Raum führen.

Erst auf dem Gang fiel ihr siedendheiß etwas ein.

Sie hatte ihr kleines Kreuz vergessen!

***

»Vater! Mein Gott, Vater!«

Karel Marek brachte die Worte kaum hervor, dann fiel er neben Stephan in die Knie.

Tränen rannen über sein Gesicht, während er die bleichen Wangen des Sterbenden streichelte.

Daß Stephan Marek starb, daran gab es keinen Zweifel. Zu tief war die Wunde, aus der das Blut rann und langsam im Boden versickerte. Die Söldner hatten genau getroffen.

Urplötzlich schien der Wind einzuschlafen und die Zeit stillzustehen. Mir kam es vor, als hätten beide Ehrfurcht vor dem sterbenden alten Mann.

Stephan Marek drehte den Kopf. Er schaute uns an. Sein brechender Blick verriet, daß er nicht mehr viel Zeit hatte.

»Karel«, flüsterte er und nahm noch einmal alle Kraft zusammen.

»Karel, bitte, Sohn… ich muß dir etwas sagen …«

»Du darfst jetzt nicht reden«, flüsterte der junge Marek. »Ich bitte dich, Vater.«

»Doch, du mußt es wissen. Dein Erbe, Karel, ich will dir dein Erbe geben.«

»Nein, ich…«

»Bitte, höre mich an. Bitte…«

Karel nickte schweigend, während er sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen wischte.

»Du… du bist ein Marek, mein Sohn, und ein Marek hat seine Verpflichtungen. Greif bitte unter meine Jacke. Dort ist dein Erbe versteckt. Es ist der Pfahl, mit dem du die Vampire jagen sollst. Töte Fariac damit. Für ihn ist er gemacht. Töte ihn. Versprichst du mir das?«

»Ja, Vater.«

»Dann… dann ist es gut.« Der Alte keuchte. Blutiger Schaum sprühte von seinen Lippen. »Nimm ihn, nimm ihn jetzt, und halte ihn in Ehren, denn wir sind die Mareks, die Pfähler …«

Ich stieß den Jungen an. »Nimm schon.«

Seine Hand tastete sich an der Wunde vorbei, fuhr unter die Jacke und fand den Pfahl.

»Hast du ihn?«

»Ja, Vater.«

»Dann ist es gut. Er muß immer in den Besitz eines anderen Mareks

übergehen, bis die Vampirgefahr gebannt ist. Aber das… das wird wohl nie sein. Töte ihn und rette Ilona. Sie ist ja noch so jung. So herrlich jung. Sie darf dem Grafen nicht in die Hände fallen. Und du, mein Sohn, du mußt heiraten und einen Sohn zeugen, damit du ihm den Pfahl übergeben kannst. Und dein Sohn muß wieder heiraten …« Die Stimme wurde schwächer …

»Vater…?« Karel krächzte das Wort.

»Ja, ich bin noch da. Aber der Himmel wartet bereits auf mich. Ich sehe ihn. Ich sehe ihn offen… deine Mutter, Karel, sie ist dort und will mich empfangen. Ich komme, ja, ich komme … Karel! Ilona!« Der alte Mann atmete röchelnd auf und sackte in sich zusammen. Sein Kopf fiel zur Seite, die Augen brachen.

Stephan Marek war tot!

Weinend brach Karel über der Leiche seines Vaters zusammen.

Ich konnte seine Trauer verstehen, fühlte seinen Schmerz mit, denn auch ich hatte in dem alten Mann einen Freund verloren, aber wir mußten auch an uns denken. Nicht umsonst hatten die Mörder bemerkt, daß sie reingelegt worden waren.

Sie schlugen Alarm.

Plötzlich hörten wir die Stimmen. »Sie sind am Provianthaus. Schneller…«

Ich riß Karel Marek hoch. »Nein, laß mich!« brüllte er. »Ich will die Mörder meines Vaters töten!«

»Aber nicht so. Komm mit, sie sind in der Überzahl!«

Im nächsten Augenblick traf uns bereits der Lichtschein der ersten Fackel…

ENDE des ersten Teils